

# VOLKS-TRIBÜNE.

Social-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. — Abonnements-Preis für Berlin monatlich 50 Pfg. (frei ins Haus). — Einzelne Nummer 15 Pfg. Durch jede Post-Anstalt des Deutschen Reiches zu beziehen. (Preis vierteljährlich 1 Mk. 50 Pfg.; eingetragen unter Nr. 837 b des 16. Nachtrages zur Zeitungspreisliste.)

Redaktion und Expedition:  
S. O. (26). Oranien-Strasse 23.

Inserate werden die 4 spaltige Petit-Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. — Vereins-Anzeigen: 15 Pfg. Arbeitsmarkt: 10 Pfg. — Inseraten-Aannahme in der Expedition: Oranien-Strasse 23.

Ausgabe für Expediteure:  
„Merkur“ Zimmer-Strasse 54.

Nr. 15.

Sonnabend, den 12. November 1887.

I. Jahrgang.

## Inhalt:

- Zu den Berliner Stadtverordneten-Wahlen. — Sozialistische Lohntheorie und kapitalistische Lohnungspraxis. — Entwicklung und Charakter der französischen Arbeiterparteien. — Die Bewegung unter den Arbeitslosen Londons. — Zum St. Gallener Parteitag.
- Fenilleton. — Aus Lassalle's letzten Tagen. — Der Maximalarbeitstag und der hygienische Kongress in Wien.
- Politische Nachrichten. — Kleine Mittheilungen. — Vereine und Versammlungen.

## An unsere Leser

richten wir die Bitte, für möglichste Verbreitung dieser Nummer und der

### „Berliner Volks-Tribüne“

überhaupt thätig zu sein.

Der Abonnementspreis für Berlin beträgt monatlich 50 Pfennige frei in's Haus. Außerdem ist die

### „Berliner Volks-Tribüne“

durch jede Postanstalt des Deutschen Reiches zu beziehen. Preis vierteljährlich 1 Mk. 50 Pf.; eingetragen unter Nr. 837 b des 16. Nachtrages der Zeitungspreisliste.

Bestellungen nehmen alle Expediteure entgegen.

## Zu den bevorstehenden Stadtverordneten-Wahlen.

### An die Arbeiter Berlins!

Arbeiter Berlins! Trotz aller Bemühungen ist es Euch nicht möglich gewesen, in öffentlicher Versammlung Stellung zu den bevorstehenden Stadtverordnetenwahlen zu nehmen.

Vor vier Jahren erklärte zwar noch Herr von Puttkamer:

„Wer giebt uns denn das Recht, wenn hier bei den Kommunalwahlen der vierte Stand sich zusammenschließt und ganz bestimmte Beschwerden vorzubringen hat, wer giebt uns denn das Recht, solche Leute unter die Paragraphen 1 und 9 des Sozialistengesetzes zu subsumieren? ... Ich bin der Meinung, wir hatten nicht das Recht, der sogenannten Arbeiterpartei in ihrer legitimen Thätigkeit in Bezug auf die Kommunalwahlen entgegenzutreten; wir würden uns dadurch einer flagranten Gesetzesverletzung schuldig gemacht haben. ... Ich werde auch künftig in allen Fällen so verfahren.“

Trotzdem wird uns heute von den Untergebenen des Ministers auch nicht eine öffentliche Zusammenkunft in der gleichen Angelegenheit genehmigt.

Wir Arbeiter sind augenblicklich gegen diese Praxis ohnmächtig. Aber wenn wir auch nicht, wie wir es alle wünschten, in freier Rede und Gegentrede aller Parteigenossen unser einzuschlagendes Verhalten festzustellen vermögen, so schien es uns doch einer so großen Partei wie der unseren, der stärksten Partei Berlins, unwürdig, die Zeit der Wahlbewegung ohne jede eigene Lebensäußerung vorübergehen zu lassen. Unter den obwaltenden Verhältnissen glaubte sich die Mehrheit des im Februar

d. J. mit der Leitung der Wahlen beauftragten Reichstagswahlkomitees berechtigt und verpflichtet, die einleitenden Schritte in dieser Sache zu thun; sie wurde hierin unterstützt von einer Anzahl ehemaliger Mitglieder des sozialdemokratischen Stadtverordnetenwahlkomitees.

Nach reiflicher Erwägung waren wir vollständig einig in dem Entschluß, Euch, den Arbeitern Berlins, der überwältigenden Mehrheit der erwachsenen Bewohner der Reichshauptstadt

### vollständige Wahlenthaltung

anzuempfehlen und zwar aus folgenden Gründen:

Die Thätigkeit unserer Partei kann, wie ihr alle wißt, auf kommunalem Gebiete immer nur eine sehr geringfügige sein. Alle irgend wichtigeren wirtschaftlichen Fragen, alle bedeutungsvolleren Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit fallen ganz und gar in den Bereich der Gesetzgebung der Bundesstaaten und des Reiches; hierhin haben die Arbeiter ihre Kraft zu richten, wenn sie eine Besserung ihres unwürdigen Looses und ihre endliche Befreiung von wirtschaftlicher Knechtschaft erringen wollen. Ferner haben die Gemeinden auch gar keine Macht, tiefergehende politische Forderungen unserer Partei zu verwirklichen, sodas weder für den Sozialismus noch für die Demokratie praktische Erfolge zu erhoffen sind, die von Bedeutung für das arbeitende Volk wären. Und wenn die Regierung der Gemeindevertretung gar verbieten kann, über alle wichtigeren politischen Fragen (wie z. B. die der Vermehrung der Reichstagsmandate für Berlin) auch nur zu berathen, so wird hierdurch schlagend bewiesen, das auch der agitatorische Werth der Vertretung im „rothen Hause“ für uns ein ziemlich verschwindender ist.

Aber selbst wenn den Gemeinden viel weitergehende Machtbefugnisse zuständen, und wenn daher eine sozialistische Fraktion im Rathhaus einen ausgebreiteteren Wirkungsbereich finden könnte — so würde dies doch eine starke Fraktion voraussetzen, und an eine solche ist niemals zu denken, so lange das „elendeste aller Wahlsysteme“ fortbesteht.

Bei 392 741 Steuerzahlern der Einkommen- und Klassensteuer wies Berlin im Jahre 1883/84 weit über 200 000 wegen Armuth steuerbefreiter Personen auf, von denen neun Zehntel über 20 Jahre alt sind. Diese neun Zehntel der ärmsten Klasse sind des Wahlrechtes überhaupt beraubt. Des Wahlrechtes gänzlich beraubt sind aber weiter die 144 313 Personen der ersten Klassensteuereufe. Und die winzige Minorität, die dann von Euch noch übrig bleibt, wählt nicht unter den gleichen Voraussetzungen wie unsere Gegner, die Mann für Mann an die Wahlurne treten dürfen. Vielmehr sind von vornherein zwei Drittel der Sitze für die besitzenden Klassen reservirt, und erst in der dritten Klasse dürfen die paar Wahlberechtigten unserer Partei ihre Stimme erheben!

Nun machen wir uns nicht an, Euch darum von jeder Theilnahme an der Dreiklassenwahl abzurathen. Das zu entscheiden und zu empfehlen, ist und bleibt Sache der Gesamtpartei. Aber wir rufen diese beschämenden Thatsachen vor Eure Erinnerung zurück, um klarzustellen, das wir jedenfalls gar keinen Grund haben, uns für die Theilnahme an den Stadtverordnetenwahlen zu ereifern; dieser Eifer würde in ärgstem Mißverhältnis zu der Bedeutung und den Ergebnissen eines auf solchem Boden ausgefochtenen Wahlkampfes stehen.

Dagegen haben wir im gegenwärtigen Augenblick allen Grund, durch unsere

### vollständige Wahlenthaltung

den schneidendsten Protest zu erheben gegen ein System, das uns zu vollständiger politischer Rechtlosigkeit verurtheilt.

Arbeiter Berlins! Ihr habt bisher furchtlos in jedem Wahlkampf mitgekämpft, ihr habt keine Geldopfer gescheut und seid auch vor den zahllosen Maßregelungen nicht zurückgeschreckt, welche mit dem offenen Wahlverfahren bei den Stadtverordnetenwahlen verknüpft sind. Auch uns Unterzeichneten wird man die Anerkennung nicht verweigern

wollen, das wir im Wahlgange nach Kräften den Posten auszufüllen suchten, auf welchen uns Euer Vertrauen gestellt hatte. Die Berliner Arbeiter haben den Muth gehabt und werden ihn weiter haben, jeden ernstlichen Wahlkampf mit ihren Gegnern aufzunehmen — aber sie haben nicht die politische Ehrlosigkeit, sich an einer Wahlposse zu betheiligen.

Und ernst kann man wahrlich eine Wahlbewegung nicht nehmen, in welcher — von den Hindernissen des Dreiklassensystems ganz abgesehen — der größten Partei Berlins überhaupt jede öffentliche Agitation versagt ist, in welcher der Arbeiterstand nicht einmal öffentlich Kandidaten aufzustellen vermag.

Unter solchen Verhältnissen uns an der Wahl zu betheiligen, das würde die Ungerechtigkeit des heutigen Systems nur bemänteln heißen. Das würde nach Außen hin nur den Anschein erwecken, als ob es für das Volk noch ein wirkliches Wahlrecht gäbe, das hieße — um mit Lassalle zu reden — einen Zustand vollständiger Rechtlosigkeit in einen Zustand des Rechtes „umklügen“.

Und dazu sollten wir selber die Hand bieten?

Nein und abermals nein! Wir haben ein geringes Interesse daran, uns dem unsicheren Glücksspiel des Dreiklassenwahlsystems auszugeben, aber wir haben das denkbar stärkste Interesse, die uns gegenüber befolgte Politik aller Welt hüllos als das erscheinende zu lassen, was sie in Wahrheit ist. Indem wir unsere Gegner scheinbar gewähren lassen, bereiten wir ihnen in Wahrheit die folgenschwerste Niederlage. Kein Erwählter der besitzenden Klassen wird sich mehr wohlgefällig auf seine Autorität als „Volksvertreter“ berufen können — denn bei seiner Wahl blieb das ganze arbeitende Volk von der Urne fern.

Das Ausnahmegesetz aber wird in seiner wahren Gestalt erscheinen, wenn durch unser Verhalten jedermann hier und draußen im Reiche erfährt: in der volkreichsten Stadt Deutschlands, in der Stadt, welche die größte Arbeiterbevölkerung umfaßt, gab es wohl eine Wahlbewegung, aber es gab keine Arbeiterversammlung, es gab keinen Arbeiterkandidaten und es gab keinen Arbeiter, der wählen ging.

Das soll unser Protest sein, den wir erheben, und verlaßt Euch darauf, dieser lautlose Wahlprotest wird mächtiger in das Land hinausdringen und einen ganz anderen Widerhall finden, als alle sonstigen Proteste zusammen.

Darum seid Alle einig wie ein Mann und bewahrt

### vollständige Wahlenthaltung.

Am 22. November wird das ganze arbeitende Volk von der Wahlurne fern bleiben und so das vernichtendste Urtheil über das ganze Ergebnis dieser „Volkswahl“ sprechen.

- A. Brandt, Buchbinder, Albalbertstraße.
- F. Berndt, Schlosser, Brunnenstraße.
- H. Gruner, Kürschner, Lottumstraße.
- G. Damerow, Maler, Neue Hochstraße.
- G. Lehmann, Zimmerer, Rheinsbergerstr.
- A. Kroll, Schneider, Gneifenaustraße.
- A. Nidel, Zimmermann, Wrangelstr.

Im Anschluß an diesen Aufruf möchten wir unsere Leser noch darauf aufmerksam machen, das nach der in der sozialdemokratischen Partei allgemein herrschenden Anschauung, wie sie auch auf dem St. Gallener Parteitag Ausdruck gefunden hat, eine Unterstützung gegnerischer Kandidaten durchaus ausgeschlossen ist. Die Arbeiter hätten darnach also auch nicht für das „kleinere Uebel“ einzutreten.

Die Redaktion  
der „Berliner Volks-Tribüne“.

## Sozialistische Lohntheorie und kapitalistische Löhnungspraxis.

General Lilly war besonders entschieden in der Erklärung, daß das ganze System, eine dauernde Basis für die Löhne der Kohlengräber festzustellen, d. h., sie im Verhältnis zum Marktpreis der Kohle zu bezahlen — ein Unfug sei. Der Marktpreis der Arbeit und nicht derjenige der Kohle solle die Löhne der Arbeiter bestimmen.

Das Vorstehende ist einem Bericht der Philadelphiaer „Press“ aus den Streikdistrikten der pennsylvanischen Kohlenindustrie entnommen.

Zum Verständnis sei hierzu folgendes bemerkt: Nach einem langen Streik im Jahre 1875 setzten die Kohlengräber jenes System durch, wonach sie im Verhältnis zum Verkaufspreis der Kohlen bezahlt werden sollen. Betrug in New-York der Kohlenpreis fünf Dollars für die Tonne Kohlen, so sollten die Kohlengräber in Pennsylvania den festgesetzten Normallohn erhalten. Stieg der Kohlenpreis, so erhielten die Miner eine entsprechende Zulage; fiel er, so mußten sie sich einen Abzug gefallen lassen. Dieses Uebereinkommen blieb nominell bis heute in Kraft; tatsächlich wurden jedoch die Arbeiter durch allerhand Machinationen häufig betrogen. Ferner sank unterdessen trotz aller Unternehmerkartelle der Preis in den Seestädten dauernd unter die „Basis“ von fünf Dollars. Die Arbeiter bekamen also nie den vollen Normallohn, während die Grubenlords sich für ihre Einbuße an jenen Plätzen durch eine enorme Vertheuerung der Kohlen da schadlos für den Ausfall hielten, wo sie keinen Wettbewerb hatten. Sie postulierten ferner durch all die technischen Verbesserungen im Betriebe und Transport seit einem Jahrzehnt, welche zur Verminderung der Kosten führten. Sie zahlten bei gleichem Kohlenpreis dieselben Löhne, hatten jedoch verringerte Kosten, also eine steigende Einnahme. Die Arbeiter dagegen lühten an ihrem Verdienst — von den sinkenden Kohlenpreisen abgesehen — noch dadurch ein, daß die Kohlenlords eine Unmenge von „Händen“ importierten und die Arbeit unter dem System der periodischen Unterbrechungen so verteilten, daß auf den einzelnen Mann nicht viel über 200 Werkstage im Jahre entfielen.

Das waren die Umstände, welche zu der Forderung der Arbeiter führten, daß bereits bei einem New-Yorker Kohlenpreis von 4 Dollars der Normallohn gezahlt werde.

Die Grubenlords in der Lehighregion sind darauf nicht eingegangen und man ersieht jetzt deutlich, wohinans sie überhaupt wollen. „Der Marktpreis der Arbeit und nicht derjenige der Kohle soll die Löhne bestimmen“ — meint General Lilly, einer der reichsten unter den reichen Grubenlords. Für die gutgläubigen Nationalökonomien und Sozialpolitiker, welche den Lohn als einen Anteil des Arbeiters an dem geschaffenen Produkt betrachten und womöglich festhalten möchten, ist das wieder eine bittere Erfahrung mehr, die aber hoffentlich zur Befestigung falscher Ansichten beitragen wird. Herr Lilly hat in seiner Weise nur klar und deutlich zugestanden, was schon lange kapitalistische Praxis war.

Unter dem jetzigen System ist die Arbeitskraft eine Waare. Ihr Werth entspricht, wie der jeder Waare, ihren Produktions-, oder besser ihren Reproduktionskosten. Erhält also der Arbeiter soviel Lohn, als zur gewohnheitsmäßigen Fröhen seiner Existenz und zur Erhaltung seiner Familie nothwendig ist, so ist er hinreichend bezahlt. In dessen ist er, wie alle Verkäufer, den Schwankungen des Marktes unterworfen. Ist ein Ueberangebot von Waaren vorhanden, so sinkt ihr Preis öfters unter ihre Erzeugungskosten. Bei der Waare „Arbeitskraft“ wird dies nachgerade zum chronischen Zustand. Die Einführung der Maschinerie erzeugt ein Ueberangebot der Waare Arbeitskraft und für den Inhaber dieser Waare die Nothwendigkeit, sie um jeden Preis loszuschlagen, auch unter den Erzeugungskosten. So ist die Situation in der Kohlenregion Pennsylvania's und die Grubenlords, die sie zum Theil selbst geschaffen, ziehen nur die Konsequenz davon.

Die Forderung der Humanitätsprediger: anständigen Lohn für eine anständige Arbeitsleistung, Steigerung des Lohnes mit dem steigenden Ertrag der Arbeit — wird daher heute immer eine bloße Phrase bleiben. Der Lohn steht thatsächlich mit dem Ertrag der Arbeit in gar keiner direkten Beziehung, sondern er wird lediglich durch die Kosten der Arbeitskraft, durch die Fütterungskosten der Arbeiter bestimmt. Nehmen letztere ab, so wird keine Gewalt der Erde es verhindern, daß die Arbeitslöhne sinken, und wenn die Arbeit das Zehnfache von dem schafft, was sie früher an Gütern erzeugte. Das liegt im heutigen wirtschaftlichen System und kann nur durch eine Aenderung dieses Systems, durch Ueberführung der Produktionsmittel in den Besitz der Arbeiter, geändert werden.

Damit wollen wir nicht gesagt haben, daß die sogenannte „gleitende Skala“ (sliding scale), wie sie in England und Amerika vielfach besteht und die den Lohn nach dem Verkaufspreis der produzierten Waare bestimmt, überall verschwinden werde. Im Gegentheil, sie ist den Unternehmern vielfach äußerst willkommen, weil die Arbeiter bei sinkenden Preisen — und welche Preise sinken heute im Großverkehr nicht! — sich durch das alte Uebereinkommen gebunden erachten und mit niedrigeren Löhnen fürlieb nehmen, in der Hoffnung, daß ihnen dereinst auch steigende Preise zu gute kommen werden. Die Unternehmer sparen sich bei diesem Modus zum mindesten immer die Verluste durch Streiks und Lohnkämpfe. Steigen aber

die Preise irgend beträchtlich und steigt somit auch der Lohn über den nothwendigen Lebensunterhalt, dann ist es den Unternehmern immer ein leichtes, die Löhne „nicht durch den Marktpreis der Kohle, sondern der Arbeit“ bestimmen zu lassen. Die kapitalistische Praxis giebt auch bei dieser scheinbar „harmonischen“ Regelung immer der sozialistischen Lohntheorie recht, die ja, weniger entwickelt, auch von den klassischen bürgerlichen Ökonomen bereits vertreten wurde.

## Entwicklung und Charakter der französischen Arbeiterparteien.

VII.

5 Wie bereits gesagt, führte der St. Etienneer Parteilongreß zum Ausschluß von Guesde, Lafargue, Deville u. und dadurch zu einer bis heute fortbestehenden Spaltung der Partei selbst. Die französischen Sozialisten theilten sich von da an in zwei Fraktionen, von denen jede als selbständige Partei voring. Die Partei der sogenannten Possibilisten, die sich selbst „Fédération française des travailleurs socialistes révolutionnaires“ (französische Föderation der sozialistisch-revolutionären Arbeiter) nennt, und die der Guesdisten oder Kollektivistin, deren offizieller Name „Parti ouvrier“ (Arbeiterpartei) ist.

Diese Namen stehen gerade in umgekehrtem Verhältnisse zu dem Wesen der beiden Fraktionen; während die erstere trotz ihres langen und revolutionären Titels sich thatsächlich stets als äußerst gemäßigt oder, wie die Bourgeoisblätter es benamten, „vernünftig“ zeigt und die Opportunisten des Sozialismus umfaßt, hat sich die letztere stets als durchaus revolutionär im Sinne des modernen Sozialismus bewiesen.

Der Fraktion der Kollektivistin verblieben nur wenige Gruppen, die Region des Nordens, Lyon und einige Städte der Lyoner Föderation, ferner die Mehrzahl der alten bewährten Genossen, die revolutionären Sozialisten, welche seit 1876 und 1877 die sozialistische Kampagne geführt.

Das Gros der Gruppen, besonders diejenigen, bei denen offen oder heimlich die kooperativen (genossenschaftlichen) Bestrebungen noch überwogen, hing den Possibilisten an, deren Verschwoommenheit, Opportunitäts- und Kompromissmacherei besser zu ihrer eigenen Unklarheit paßte. Außerdem war Brouffe Meister darin, den individualistischen Tendenzen und Bestrebungen und vor Allem der persönlichen Eitelkeit zu schmeicheln, und dies war hinreichend, ihm alle sozialistischen Sektierer, Kleingeister und Unwissenden zuzuführen.

Die Possibilisten behaupteten zwar und behaupten noch heute, die einzigen Befürworter und Beförderer des modernen Sozialismus zu sein und halten die Kollektivistin für eine Spielart der deutschen Sozialisten. Jedoch trotz aller Versicherungen sind sie allmählich durch die Logik der Thatfachen gezwungen worden, die Forderungen, welche den von Guesde seit Jahren verbreiteten Ideen entsprechen, in ihr Programm aufzunehmen. De jure war Guesde ausgeschlossen, de facto verblieb seine geistige Führerschaft bis auf den heutigen Tag bestehen, und der für französische Verhältnisse als ungeeignet verschrieene „Marrismus“ schlägt täglich tiefere Wurzel und gewinnt an Boden. Die Verhältnisse haben allmählich bewirkt, daß Kollektivistin und Possibilisten gegenwärtig auf dem Programm des modernen Sozialismus stehen. Nur zeigt sich bei den meisten Gelegenheiten, daß Erstere sich streng an das Programm halten, während sich Letztere fortwährend Verdöße gegen dasselbe zu Schulden kommen lassen, es opportunistisch wie Kautschuk an alle Strömungen anzupassen suchen. Und dies, obgleich sie das Programm mit seinen Forderungen auf all ihren Kongressen, regionalen wie nationalen und internationalen, breit treten und Fragen der praktischen Propaganda, Agitation und Organisation sehr nebensächlich behandeln. Diese Inkonsequenz dem eigenen Programm gegenüber wurzelt zumeist darin, daß Brouffe, der für seinen Einfluß fürchtet, nach äußeren Erfolgen hascht und deshalb, zumal bei Wahlen, auch den farblosesten und antisozialistischen Spießhörnern sich als gutes Kind und seine Kandidaten als akzeptabel erscheinen lassen möchte.

Die übrigen Differenzen zwischen den beiden Fraktionen sind meist rein persönlicher Natur, und ohne die daraus folgenden Gehässigkeiten, die chauvinistischen Hezereien und Anspielungen auf den „deutschen Sozialismus“ und den „Marrismus“ seitens der Possibilisten, wäre es schon längst zu einer Vereinigung der feindlichen Heerlager gekommen. Und diese Vereinigung ist nicht nur wünschenswerth, sondern sie ist geradezu eine Lebensbedingung für die kräftige Fortentwicklung und das gesunde Gedeihen der sozialistischen Arbeiterbewegung Frankreichs. Die Spaltung schwächt beide Fraktionen und hintertreibt vielfach eine energisichere und weitansgreifendere Thätigkeit.

Im kollektivistischen Lager befindet sich die Elite der französischen Sozialisten. Die Führung ruht in der Hand von Männern, die mit großen Kenntnissen und rednerischem Talent einen unermüdblichen Eifer für die Sache und strengste Prinzipientreue vereinen, wie Guesde, R. Lafargue, dem die französische sozialistische Literatur ihre lehrreichsten und geistvollsten Brochüren verdankt, G. Deville, welcher in Folge seiner gründlichen Bildung viel für die populäre Bearbeitung und Verbreitung der Marx'schen Theorien gethan hat. Es sind die Kollektivistin, welche den größten und weitaus besten Theil der sozialistischen Literatur geschaffen haben und deren Presse den Arbeitern wirkliche Belehrung und Anregung bietet. Jedoch trotz all ihrer Vorzüge ist ihr Anhang augenblicklich noch schwach, be-

sonders in Paris selbst. In der Provinz ist die Zahl ihrer Parteigänger eine stärkere.

Die Possibilisten haben auf ihrer Seite die meisten Pariser Studienzirkel, Gruppen und Gewerkschaften. An ihrer Spitze stehen: der bereits mehrfach erwähnte P. Brouffe, Chabert, Dumay, J. B. Clément, der beliebte und treffliche Volksdichter, und noch viele andere. Die meisten dieser Männer sind durch eine rege Thätigkeit in Vereinen und Versammlungen bekannt, und es ist nur zu beklagen, daß die Resultate ihres Eifers und guten Willens vielfach durch Mangel an Kenntnissen und sozialistischer Durchbildung und durch das Sichhängelassen seitens ehrgeiziger Intriguanen geschwächt werden.

In anderen Hinsichten haben die Possibilisten nichts Bedeutendes geleistet, dies gilt zumal auch für die Verbreitung und Ausbreitung der sozialistischen Literatur. Dieser Umstand ist sehr erklärlich, da Brouffe die noch übriggebliebenen kenntnißreichen Führer wie Malon, Journière, Rouanet, Dramard u. ebenso gut wie Guesde aus der Partei herausdrängte. Er erreichte dies dadurch, daß er in den Gruppen eine Strömung zu Gunsten der Theorie von der schwierigen Faust erzeugte, die Ansicht kultivirte, eine wirkliche Arbeiterpartei dürfe nur aus Handarbeitern bestehen, denn alle Gebildeten und der Bourgeoisie Entstammenden seien Verräther, welche eine Auflösung der Partei bewirken. Diese durchaus antisozialistische Lehre hat nicht nur insofern ihre Wirkung gethan, als allen Brouffianern der Aufenthalt in der Partei unmöglich gemacht wurde, sondern noch mehr dadurch, daß die possibilistische Fraktion in geistiger Beziehung sehr geschwächt ward und noch lange unter den Folgen dieser Manöver leiden wird. Sie kokettirt beständig mit ihrem rein proletarischen Charakter und will den Kollektivistin ein Bourgeoisgepräge aufzwingen, weil die Führer der letzteren keine Handarbeiter und unterrichtete, gebildete, gelehrte Männer sind.

In Folge dessen zeigt die possibilistische Fraktion, als Ganzes genommen, einen beschränkten Horizont und hängt mehr an der Form als am Wesen. Es kommt oft vor, daß die Possibilisten die prinzipientreuesten, gewissenhaftesten Sozialisten nicht als Parteigenossen anerkennen, weil sie nicht ihre Taufe erhalten und sich dem Nationalkomitee nicht unterworfen haben. Zumal bei Wahlen wollen sie von keiner anderen sozialistischen Kandidatur etwas wissen, als diejenige, welche vom Nationalkomitee aufgestellt und als waschecht in ihrem Sinne gestempelt worden ist, sie werfen den Vertretern der Kollektivistin und unabhängigen Gruppen Gegenkandidaten in den Weg, dadurch eine den reaktionären Parteien zu gute kommende Zerplitterung der sozialistischen Stimmen verursachend. So war dies z. B. bei den Legislativwahlen von 1885 der Fall, wo ihnen die Kollektivistin vorschlugen, „getrennt zu marschiren, aber vereint zu schlagen“ und sogar sämtliche possibilistische Kandidaten auf ihre Wahlliste nehmen wollten. Die Possibilisten wollten von keinem Zusammengehen hören, so schlugen sie nicht, sondern wurden geschlagen. Früher oder später werden sich diese engstirnigen in Praxis übergegangen Theorien an der Fraktion selbst rächen, deren Organisation auf alle Fälle durch dieselben demoralisirt wird.

Die von Brouffe eingeführte vielgerühmte autonomistische Organisation der zur Fraktion gehörigen Gruppen hat zwar die Possibilisten der Zahl nach weit stärker gemacht als die „Parti ouvrier“, aber ihrem moralischen Einfluß nach und in materieller Hinsicht sehr geschwächt. Die in Paris bestehende Union fédérative (Vereinigung aller zur Fraktion gehörenden Pariser Gruppen) besitzt fast gar keine Autorität, und das Nationalkomitee (der Vorstand der Partei) noch weniger.

Letzteres hat die Korrespondenz der Partei zu erledigen, Konferenzen anzuberaumen, statistisches Material zu sammeln, die regionalen, nationalen und internationalen Kongresse vorzubereiten, Flugblätter im Namen der Partei zu erlassen. Außerdem ist es das oberste Schiedsgericht in Zwistigkeiten, die in der Partei entstehen, und soll als Bindeglied zwischen den sechs Regionen oder Föderationen, in welche die Fraktion zerfällt, dienen.

Jede „Regionalföderation“ besitzt ein Regionalkomitee, das von einer besonderen Konstitution regiert wird. Diese schreibt dem Kreiskomitee seine Befugnisse in Bezug auf die Verwaltung und seine eigenen Versammlungen vor. Jedes Komitee besteht aus einem Sekretär und seinem Stellvertreter und einem Schatzmeister und dessen Stellvertreter. Sekretär und Schatzmeister erhalten eine monatliche Vergütung, so bekommt z. B. in Paris der Sekretär, welcher sehr viel Arbeit zu bewältigen hat, 150 Frs. pro Monat, der Schatzmeister bezieht 15 Frs.

Die einzelnen Föderationen oder „Unions fédératives“ sind aus Gewerkschaften und Studienzirkeln zusammengesetzt. Jede einzelne Gruppe wiederum hat ihre eigenen Statuten, nach denen sie geleitet wird und handelt. Die Unionen versammeln sich einmal wöchentlich und werden von den einzelnen Gruppen mit Delegirten besetzt, die eben zusammen die Föderation bilden. Die Gruppen kommen ebenfalls einmal in der Woche zusammen; es finden dann Vorträge und Diskussionen statt, und die geschäftlichen Angelegenheiten der Gruppen werden erledigt. Die Einberufungen werden in der sozialistischen Presse erlassen. Die Gruppen haben auch über die von der Union fédérative, also der Vertretung sämmtlicher Gruppen eingebrachten Vorschläge zu verhandeln, doch kann dieselbe auch ohne vorherige Anfrage bei den einzelnen Zirkeln und Gewerkschaften Verwaltungsmaßregeln ergreifen.

Dies in Kurzem die Verfassung der „Fédération française des Travailleurs socialistes révolutionnaires“ (Possibilisten.)

Die Konstitution der Parti ouvrier (Kollektivist) ist in verschiedenen Punkten, nur unter anderen Benennungen, dieselbe. Die „Union fédérative“ der Possibilisten heißt hier z. B. Kreisrath (conseil régional), das Nationalkomitee: Nationalrath (conseil national). Aber die Organisation der Kollektivist ist stärker und vollständiger und wird mit größerer Energie und Disziplin durchgeführt. Sobald diese Fraktion der Zahl nach größer geworden, wird sie Dank ihrer Organisation einen wichtigen Faktor im Kampfe gegen den Kapitalismus bilden.

Aus ihrer Organisation verdienen folgende Bestimmungen hervorgehoben zu werden: „Parteigenossen, welche als Deputierte gewählt werden sollten, haben die Diäten an die Parteikasse abzuführen, welche ihrerseits allein für Befolgung ihrer Repräsentanten haftet.“ Ferner muß jedes zum Deputierten oder Stadtverordneten gewählte Mitglied der Partei eine formelle Mandatsniederlegung in blanco beim Parteivorstande einreichen. Sowie der Betreffende der Partei abtrünnig wird, reicht der Parteivorstand im Einverständnis mit dem lokalen Wahlkomitee die Demission wirklich ein und das Mandat ist dadurch hinfällig geworden.

Die Unterschiede zwischen den beiden Fraktionen der französischen Sozialisten sind also ziemlich unwesentlicher Natur. Sobald die persönlichen Zwistigkeiten bei Seite gelassen werden und sich die numerische Stärke der Possibilisten mit der intellektuellen Kraft der Kollektivist vereinigt, das Proletariat nicht länger in Gegensatz zu dem Handarbeiterproletariat gestellt wird, gewinnt die Partei an Anhängern, die jetzt von den Streitigkeiten zurückgestoßen werden, und ihre Kraft und Wirksamkeit wird sich vergrößern. Wer es nur ehrlich mit dem französischen Proletariat meint, der muß Hand ans Vereinigungswerk legen. Daß dies zu Stande kommt, hängt nicht von den Kollektivist ab, denn diese haben schon mehr als einmal im Parteivorteil die Hand zur Vereinigung geboten, die Reihe ist an den Possibilisten, an ihnen ist es, die ausgestreckte Bruderhand zu ergreifen und durch Begrabung des leidigen Personenhadens den Bund zu besiegeln.

## Die Demonstrationen der Arbeitslosen in London.

London, 7. November. Die Demonstrationen der Arbeitslosen bilden gegenwärtig in London das Tagesgespräch. Der Spießbürger sieht mit Schrecken die Wintermonate heranrücken und ruft nach der Polizei, welche „die Unruhen im Kleinen ersticken“ soll, die Einschüchterer verlangen vom Staate die Beschaffung von Arbeit für ihre hungernden Brüder, die Zeitungen bringen lange Artikel über die herrschende Noth und machen je nach ihrem Standpunkte die verschiedenartigsten Vorschläge zur Beseitigung derselben, und der offiziöse Telegraph läßt, läßt wie immer, wo es sich um Arbeiterinteressen handelt. Und leider drucken ihm sogar deutsche Arbeiterblätter seine Lügen nach.

So ist es beispielsweise vollständig unwahr, daß die Bewegung eine von der Sozialdemokratie künstlich gemachte sei. Ihre Mutter ist die Noth, die schon während der Sommermonate eine große Anzahl von Beschäftigungslosen zwang, ihr Nachbarn auf den öffentlichen Plätzen der Stadt aufzuschlagen. Bei Einbruch des Herbstes wuchs die Zahl dieser Unglücklichen von Nacht zu Nacht, Anfangs Oktober verschafften sich einige derselben eine schwarze Fahne; sie malten darauf die Worte: „Wir wollen Arbeit oder Brod“ und zogen mit dieser Fahne durch die Straßen. Andere schlossen sich ihnen an, und als sie nach dem Trafalgarplatz kamen, war der Zug auf vielleicht zweihundert Mann angewachsen. Hier machten sie Halt und beschloßen, den Zug jeden Tag so lange zu wiederholen, bis Abhilfe geschaffen würde. So entstanden die Umzüge der Arbeitslosen ohne jede Spur sozialdemokratischer Initiative. Aber Ausschreitungen, welche vielleicht noch vorkommen könnten, lassen sich natürlich bei gewissen Gelegenheiten besser fruchtbarisieren, wenn man die Bewegung schon von vornherein als ein Nachwerk der Sozialdemokraten bezeichnet hat.

An dieser Sachlage ändert auch der Umstand nichts, daß einige der Redner, die später aufgetreten sind, sich zur sozialdemokratischen Partei bekannt haben. Denn wollte man daraus ein Recht ableiten, diese Partei für Alles, was noch kommen kann, verantwortlich zu machen, dann könnte man diese Taktik mit ebenso großem Recht den Orthodoxen gegenüber zur Anwendung bringen. Kein Redner hat nämlich länger und mit größerem Applaus zu den Beschäftigungslosen gesprochen, als der Pastor Heablam, der Führer der hiesigen Christlich-Sozialen. Und dasselbe gilt von der „Landverstaatlichungs-Liga“, die heute Morgen sogar eine Deputation nach dem Trafalgarplatz sandte, um den Arbeitern klar zu machen, daß eine Besserung der Verhältnisse nur durch die Verstaatlichung des Grundbesitzes und Bodens herbeigeführt werden könne.

Die Polizei beobachtete den Demonstrationen gegenüber zunächst eine indifferente Haltung. Erst als es den reichen Bewohnern des Westens unangenehm wurde — nicht, daß die Arbeiter hungerien, sondern daß sie ihr Elend öffentlich zeigten, erst da änderte auch die Polizei ihre Taktik. Son nun an beschloß sie nämlich, den englischen Gesetzen zum Trotz auch die friedlichste Versammlung auseinander zu prügeln, um auf diese Weise die Augen der Reichen vor dem ferneren Anblick des Elends zu bewahren. Mit welcher Schonungslosigkeit die Polizei dabei

zu Werke ging, möge folgender Auszug aus dem „Echo“ beweisen, einem Blatte, das eher alles andere, als den „Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung“ auf seine Fahne geschrieben hat. Dieses Blatt schreibt in seiner „special edition“ vom 19. Oktober wörtlich: „Der Zug ging ruhig seines Weges bis nach Berkeley Square, wo die berittene Polizei, welche im Zuge ritt, plötzlich die Pferde herumwarf, denselben die Sporen gab und den Mob ohne Unterschied der Person angriff. Die unorganisirten Massen waren angesichts der absoluten Rücksichtslosigkeit der behelmten Reiter wie vor Schreck gelähmt. Der berittenen Polizei folgte überdies ein Haufe von Konstablern, welche liefen, schrien und mit den Fäusten jeden niederschlugen, der aus der drängenden Menschenmenge herauszukommen bestrebt war. Viele aus der Masse suchten in ihrer Angst Zuflucht in den Vorgärten der Häuser, welche den Platz umgeben, aber sie wurden von der Polizei wieder herausgezogen und weiter gestoßen. Andere stellten sich gegen die Gitter, wurden aber von der Polizei, welche den Zug unter allen Umständen auseinander treiben wollte, niedergedrückt. Einer oder zwei junge Burche hatten so sehr den Kopf verloren, daß sie über das Gitter hinwegklettern wollten, aber sie wurden unbarbarisch zurückgerissen. Mehrere wurden niedergedrückt, aber nur einer schien so stark verletzt zu sein, daß er nicht weiter gehen konnte. Er wurde von den entsetzten Zuschauern in einen benachbarten Thorweg getragen. Diejenigen, welche diesem Angriff entgingen, liefen indes einem noch schlimmeren Schicksal in die Arme. Sie rannten die Doverstreet hinab, aber in der Nähe von Hatfield's Hotel zog ein anderer Polizeitrupp seine Stäbe“) heraus und hieb kräftig drein. Ein halbes Duzend trug durch die unmäßig ausgeheilten Schläge gespaltene Köpfe davon und einer blieb liegen. Er wurde bewußtlos davongetragen.“ — So urtheilt selbst ein konservatives Organ über die Haltung der Polizei.

In dieser Weise trieben es diese Herren mehrere Tage. Die Arbeitslosen konnten so friedlich, wie sie wollten, ihres Weges gehen: sie wurden trotzdem durchgeprügelt. Und da die Bedauernswerthen einerseits vor Hunger erschöpft waren, und andererseits ein Widerstand für die Reaktion nur Wasser auf ihre Mühle gewesen wäre, mußten sie sich ihre Behandlung ruhig gefallen lassen. Ich habe jenen Vorgängen tagtäglich zugehört, aber ich habe nicht ein einziges Mal gesehen, daß die Arbeiter auch nur im entferntesten Veranlassung zum polizeilichen Eingreifen gegeben hätten.

Nach einigen Tagen, während welcher die Arbeitslosen muthig ausgehalten hatten, wurde dieses Vorgehen der Polizei aber doch selbst den Konserwativen zu arg. Sie befürchteten offenbar, daß sich die allgemeine Sympathie den Arbeitern zuwenden würde, und ihre Zeitungen erklärten daher, mit ganz vereinzelten Ausnahmen, das Gebahren der Polizei für ein ungesetzliches. Und das Resultat war, daß man die Bedauernswerthen wieder gewähren ließ.

Augenblicklich sieht die Polizei der ganzen Bewegung vollständig rathlos gegenüber, und in ihrer Rathlosigkeit greift sie zu den albernsten Mitteln. So hat sie am vorigen Freitag den großen Fehler begangen, zwei der beliebtesten Redner verhaften zu lassen und zwar offenbar, ohne zu wissen warum. Der eine, ein Hosenplätzer Allman, wurde denn auch auf der Polizeiwache sofort wieder entlassen, während der andere in Polizeigewahrsam abgeführt wurde, angeblich, weil er sich nach seiner Verhaftung einen falschen Namen beigelegt hatte. Am nächsten Tage sah die Polizei die Blamage wohl selber und verhaftete nun Allman noch einmal, unter der Angabe, daß er am 17. Oktober, also vor fast drei Wochen (!!), „aufrührerische Reden gehalten habe“. Da ihm aber in der Verhandlung nichts Strafbares nachgewiesen werden konnte, wurde die Sache „vertagt“.

Daß die Polizei durch ein solches Vorgehen die Agitation der Arbeitslosen nur fördert, liegt auf der Hand. Die Sympathien für die Bedauernswerthen, deren einziges Verbrechen darin besteht, daß sie nicht ungesehen in irgend einem Winkel verhungern wollen, wachsen von Tag zu Tag. Heute beispielsweise erschien außer der Deputation der „Land Restoration League“ auch die gefeierte Leiterin der englischen Frauenbewegung, Frau Annie Besant, auf dem Trafalgarplatz, wo sie trotz des starken Regens eine längere aufmunternde Ansprache an die Arbeitslosen hielt. Sie ersuchte sie, in dem Kampfe, den sie einmal aufgenommen haben, so lange auszuharren, bis die Regierung, „wenn nicht aus Wohlwollen, so doch aus Schamgefühl“ etwas zur Abhilfe thäte. Im Uebrigen vertrat sie der genannten Deputation gegenüber die Ansicht, daß die Verstaatlichung des Bodens nicht genügend sei, um dem Elend dauernd ein Ende zu machen, daß dazu vielmehr weit durchgreifendere Aenderungen nothwendig wären. Zugleich erklärte sie, daß sie und ihre Freunde im Begriff seien, einen Fonds zu gründen, aus welchem für die Verhafteten Kaution geleistet und ihnen ein Vertheidiger beigegeben werden solle.

Das Erscheinen der Frau Besant unter den Arbeitslosen ist symptomatisch. Vor vierzehn Tagen hätte es noch Niemand für möglich gehalten, daß eine so hochangesehene Dame und gefeierte Rednerin mit „diesem Auswurf der menschlichen Gesellschaft“ — wie es damals in manchen Zeitungen hieß — in freundschaftliche Verbindung treten könnte. Aber durch das unqualifizirbare Vorgehen

\*) Die englischen Polizisten tragen keine Seitengewehre, sondern kurze, mit Blei ausgefüllte Stäbe, mittelst deren sie bequem einen Menschen todtzuschlagen können.

der Polizei sind den Arbeitern Sympathien errungen worden, die sie vielleicht sonst nicht erworben hätten.

Für die Rathlosigkeit der Polizei und des sogenannten feineren Publikums ist ein Artikel, der heute Morgen in dem Denunziantenblatte „Standard“ erschien, ungemein bezeichnend. Ich will denselben den deutschen Kollegen dieses edlen Blattes nicht vorenthalten. Er lautet: „Der „home secretary“ mag vielleicht gewisse Bedenken haben mit Bezug auf die strikte Gesezlichkeit seiner Intervention. (Es ist die gewaltthätige Auseinandertreibung der Arbeitslosen gemeint, wie sie vor vierzehn Tagen üblich war. Ann. d. Verf.) Aber während er die Angelegenheit so zart ansieht, werden von Seiten der Unordnung Akte offener Gesezlosigkeit begangen. Das Publikum würde eine kleine Verletzung des Gesezes gern übersehen, wenn das unerträgliche Uebel dadurch gründlich beseitigt werden könnte.“ Also offene Aufforderung, die Arbeiter ungesetzlich zu behandeln, damit die Umzüge unterbleiben sollen!!! Zugleich liegt darin aber wohl der beste Beweis, daß die Auseinandergeprügelten sich nichts haben zu Schulden kommen lassen, was gegen die Geseze verstoßen hätte. Denn in solchen Fällen brauchte man wohl nicht der Polizeigewalt zu erklären, daß man „eine kleine Verletzung des Gesezes“ ihrerseits gern sehen würde. Und solche Blätter machen auf dem Continent „öffentliche Meinung“! —

## Zum St. Galler Parteitag.

Ueber eine der letzten Sitzungen des Kommunistischen Arbeiterbildungsvereins in London sind durch die deutsche kapitalistische Presse so entstellte Mittheilungen verbreitet worden, daß wir uns genöthigt sehen, die Wahrheit durch einen kurzen Bericht festzustellen.

Der Kommunistische Arbeiterbildungsverein beschäftigte sich am Sonnabend, den 29. Oktober, mit dem jüngsten Parteitag der deutschen Sozialdemokratie. Das Referat erstattete Frau Schack, welche die in Bruggen gepflogenen Verhandlungen in großen Zügen anregend veranschaulichte.

Es kam alsdann eine von zahlreichen Mitgliedern unterzeichnete Resolution zur Vorlesung, an welche sich eine etwa dreistündige Debatte knüpfte. Diese drehte sich im Wesentlichen nur um das Verhältniß des Sozialismus zum Anarchismus, bezw. der sozialdemokratischen Partei zu den Anarchisten und um die Frage, ob der Verein auch der in Bruggen gefaßten Resolution seine Zustimmung und zwar mit besonderer Betonung derselben ertheilen solle. Ein Antrag des Mitgliedes Hochheim ging dahin, daß der betreffende Passus aus der Resolution zu streichen sei. Im Sinne dieses Antrages äußerten sich Koch, Lauer, Roland, Gilles u. A. Für Annahme der Resolution sprachen namentlich George, Radow, Hoffmann, Holzer, Gereke u. s. w.

Der in der Versammlung als Gast anwesende Abg. Bebel erklärte, zuerst ebenfalls der Ansicht gewesen zu sein, daß der Punkt nicht auf die Tagesordnung gehöre; auf dem Parteitag aber habe er sich von der Nothwendigkeit eines solchen Vorgehens überzeugt und der Resolution in der vorliegenden Fassung rückhaltlos zugestimmt. Die Resolution richte sich nicht sowohl gegen die Anarchisten, als gegen die anarchisistische Theorie. Wogegen man sich in Bruggen vornehmlich habe richten wollen, das sei die unpolitische Pflege der veralteten und überlebten Theorie der individuellen Gewaltakte. Man könne eben heutzutage nicht mehr durch die Beseitigung einzelner Personen in den Gang der Weltgeschichte eingreifen. Dies verneinen zu wollen, sei ein bedenklicher Irrthum, welchem man hätte entgegenzutreten müssen.

Der Antrag Hochheim's fiel alsdann gegen eine Zweidrittel-Mehrheit, während mit großer Majorität die amendirte Resolution zur Annahme gelangte. Die Hauptpunkte derselben lauten:

Indem die Versammlung erklärt, daß sie sich in vollständigem Einverständnis befindet mit den Beschlüssen des Parteitages, betont dieselbe besonders ihre Zustimmung zu den Resolutionen in Bezug auf die parlamentarische Thätigkeit der Partei, sowie den Anarchismus betreffend und zur Ernennung einer Kommission zur Prüfung resp. Aenderung des Programms der deutschen Sozialdemokratie.

Obgleich überzeugt, daß das Programm, wie es jetzt ist, nicht mehr in allen Theilen zeitgemäß ist und demgemäß entsprechender Aenderungen bedarf, sind wir entschlossen, diese Aenderungen nur auf dem vom Parteitag beschlossenen Wege anzubahnen und durchzuführen zu helfen, und erkennen wir bis dahin das Programm der sozialdemokratischen Partei an.

Wir erklären, daß wir auch in Zukunft die Bestrebungen der deutschen Sozialdemokratie nach besten Kräften unterstützen wollen, und daß wir es auch ferner als unsere Pflicht betrachten, den Opfern der Bewegung ihr Loos zu erleichtern und sie zu ferneren Wicken zu befähigen.

Da wir in letzter Stunde gehindert wurden, direkt an den Arbeiten unserer deutschen Genossen theilzunehmen, so halten wir es für unsere Pflicht, durch diese Resolution unserer Solidarität mit der deutschen Sozialdemokratie Ausdruck zu geben.

## Politische Nachrichten.

Im Personalbestande des Reichstages, der am 24. d. M. zusammentritt, sind seit dem Schlusse der letzten Session nur wenige Veränderungen vorgegangen. Die Session schloß mit 4 erledigten Mandaten, 8 Elsaß-Lothringen und 2. Liegnitz waren offen durch den Tod der Abgeordneten Rablé und Schmidt-Sagan, 7. Merseburg

und 1. Bromberg durch Mandatsniederlegung der Abgeordneten Neubarth und v. Colmar-Meyenburg. In der Zwischenzeit wurde in 8. Elsaß-Lothringen Rechtsanwalt Petri (Elsasser) gewählt; in 2. Liegnitz und 7. Merseburg gingen die Mandate von der deutschen Reichspartei an die Deutschfreisinnigen über, indem dort von Fordenbed und Rittergutsbesitzer Panse gewählt wurden; in 1. Bromberg steht die Wahl noch aus. Durch den Tod der Mandatsinhaber Sielen (Zentrum) und Falkenberg (nationalliberal) wurden die Mandate 3. Aachen bezw. 2. Bromberg offen; in 3. Aachen wurde Bürgermeister Mooren (Zentrum) am Sonnabend gewählt. Gegenwärtig zählen danach die Deutsch-Konservativen 77, die deutsche Reichspartei 39, Zentrum 101, Polen 13, Nationalliberale 97, Deutschfreisinnige 34, Sozialdemokraten 11, bei keiner Fraktion 23 Mitglieder. Die Wahlkreise 1. und 2. Bromberg sind, wie oben angegeben, noch offen.

Eine neue Methode, berechnete Beschwerden gegen auf Grund des Sozialistengesetzes erlassene Verbote abzuweisen, hat die Berliner Reichskommission entdeckt. Nachstehendes Schriftstück giebt dafür Zeugnis:

„Berlin, 25. Oktober 1887. Auf die Beschwerde der Verlagsanstalt von Wörlein & Comp. zu Nürnberg über das von dem Königlich Preussischen Regierungspräsidenten zu Erfurt unter dem 4. Juli 1887 erlassene Verbot der Druckschrift, beginnend mit den Worten: „Die Belagerungszustände vor dem Reichstage. Stenographischer Bericht u.“ und schließend mit den Worten: „Der Antrag ist abgelehnt“, hat die Reichskommission beschloffen: die Beschwerde als verspätet zurückzuweisen. Nach § 13 des Reichsgesetzes vom 21. Oktober 1878 gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie ist die Beschwerde gegen das Verbot einer Druckschrift innerhalb einer Woche nach der Zustellung der Verfügung bei der Behörde anzubringen, welche dieselbe erlassen hat. Nur wenn bei dieser Behörde die Beschwerde innerhalb der Frist eingeht, kann das Rechtsmittel, wie die Reichskommission bereits mehrfach angenommen hat, für gewahrt gelten. Diese Bestimmung hat die Beschwerdeführerin nicht beobachtet. Ihre Beschwerde vom 11. Juli dieses Jahres wurde, statt bei dem Regierungspräsidenten zu Erfurt direkt, bei der Reichskommission angebracht, bei welcher sie am 12. desselben Monats einging. Sie wurde nun durch Verfügung des stellvertretenden Vorsitzenden vom 14. desselben Monats dem gedachten Regierungspräsidenten zugestellt, welche am 15. zum Abgang gelangte, so daß die beiliegende Beschwerde frühestens an diesem Tage in die Hände des Regierungspräsidenten gelangte. Aus der bei den nunmehr von dem Regierungspräsidenten eingereichten Akten befindlichen Postzustellungs-Urkunde ergibt sich aber, daß die Zustellung der das Verbot enthaltenden Verfügung bereits am 6. Juli d. J. in Nürnberg an die Beschwerdeführerin erfolgt ist. Hiernach war schon nach Ablauf des 13. Juli — einem Mittwoch — die einwöchentliche, mit Mittwoch, den 6. Juli, begonnene Präklusivfrist von vollen 7 Tagen, der Zustellungstag nicht mitgerechnet, verstrichen. Die Beschwerde mußte daher, ohne daß eine materielle Prüfung noch zulässig wäre, als verspätet zurückgewiesen werden. Die Reichskommission: Herrfurth.“

Hierzu bemerkt die „Frankl. Tagespost“, daß von Seite der in Frage kommenden Verlagsanstalt, die schon öfters mit der hohen Reichskommission zu thun gehabt hat,

noch alle Beschwerden direkt an die Reichskommission gefandt wurden und dagegen eine Einwendung seitens der Letzteren niemals gemacht wurde. Nun beachte man die Daten! Am 12. Juli lief die Beschwerde bei der Reichskommission ein. Letztere konnte, wenn sie wollte, die Schrift noch am selben Tage an den Erfurter Regierungspräsidenten gelangen lassen, mindestens aber so rechtzeitig, daß sie am 13. in Erfurt eintreffen konnte. Statt dessen sendet sie aber die Beschwerde erst nach vollen drei Tagen ab, nachdem die Frist abgelaufen. Ob das auch so gehalten worden wäre, wenn es sich um eine Beschwerde gehandelt hätte, die für unbegründet erklärt werden konnte, lassen wir dahingestellt. Diese Beschwerde hätte für berechnigt erklärt werden müssen, da es sich um das ungesetzliche Verbot eines vollständigen, daher unverbietbaren, Reichstagsverhandlungsberichts handelte. Eine weitere Instanz zur Beschwerdeführung giebt es nicht mehr. Das Verbot ist also „rechtskräftig“! Uebrigens wurde vorstehender Erlaß, der vom 26. Oktober datirt ist, auch erst am 4. November zugestellt.

Eine Verfassungsrevision — nach rückwärts natürlich — soll in Württemberg seitens der Regierung beabsichtigt sein. Man hört, daß für die zweite Kammer Censur- und Listenwahlen an Stelle des allgemeinen Stimmrechts eingeführt werden sollen. Im Laufe der nächsten Wochen werden zwölf Vertrauensmänner der zweiten Kammer einberufen werden, je drei von jedem der drei Klubs (der Landespartei, der Deutschen Partei und der Linken), ferner zwei „Ritter“ und ein „Prälater“. Die „Standesherren“ werden ebenfalls einige Vertreter, wohl sechs, entsenden, und diesem Muster-Parlament wird die Regierung dann ihren Entwurf vorlegen.

Der preussische Volkswirtschaftsrath lebt wirklich noch, er soll sofort zur Berathung der Grundzüge der Altersversicherung zusammentreten. Er hat lange pausirt, irren wir nicht, seit Januar 1884, und kein Mensch hat ihn vermisst. Seine Zusammenziehung dürfte seit der letzten Session kaum geändert sein. Damals zählte der Volkswirtschaftsrath bei 75 Mitgliedern unter Anderem 15 Ritterguts- und Fideikommißbesitzer, 10 Kommerzienräthe, 13 Großfabrikanten, 8 Großkaufleute, 2 Wertpapierhändler, 3 Gesellen und 3 Arbeiter. 30 Mitglieder des Volkswirtschaftsraths waren unmittelbar von der Regierung ernannt, darunter 15 aus dem Handwerkerstand und Arbeiterstand; 30 andere Mitglieder waren von der Regierung ausgewählt aus 60, welche für diese Wahl präsentirt waren von Wahlverbänden der preussischen Handelskammern, 15 andere Mitglieder waren von der Regierung ausgewählt aus 30, welche die landwirtschaftlichen Zentralvereine bestimmen. Die Mitglieder des Volkswirtschaftsraths gehören ihrer großen Mehrzahl nach zur konservativen Partei. Die Arbeiterpartei ist auch nicht durch ein Mitglied vertreten.

Gegen die obligatorischen Arbeitsbücher finden jetzt überall Versammlungen statt. In Barmen nahm eine Volksversammlung nach einem Referate von Karl Meiß aus Köln folgende Resolution an:

„Die in der Schützenhalle tagende Volksversammlung erblickt in der Einführung der Arbeitsbücher einen das Ehr- und Selbstgefühl der Arbeiter tief verletzenden Akt. Die Arbeitsbücher überliefern den Arbeiter der Willkür und Nachsicht der Arbeitgeber, da durch die Arbeitsbücher das ökonomische Abhängigkeitsverhältniß noch mehr dazu ausgenutzt wird, das politische Selbstbewußtsein zu

unterdrücken. Die Versammlung fordert von den Vertretern des Volkes, daß sie diesen Angriff der Reaktion zurückweisen und den größten Theil des Volkes nicht zu Staatsbürgern zweiter Klasse degradiren lassen werden.“

In Berlin haben auch bereits verschiedene Kundgebungen ähnlicher Art stattgefunden. So nahm kürzlich eine öffentliche Versammlung der Maler eine fast gleichlautende Resolution an.

**Sozialistisches.** Freiburg i. Br., 8. November. Der „Frei. Bl.“ zufolge sind hier zwei Bremer wegen Verdachts der Theilnahme bei der Einschmuggelung verbotener sozialistischer Schriften über die Grenze verhaftet worden. — Das von dem Danziger Landgerichte gegen 20 Sozialisten am 28. Mai d. J. gefällte Urtheil ist von dem Reichsgericht aufgehoben und die Sache an das Landgericht zurückverwiesen. — In dem Breslauer Sozialisten-Prozesse begann Montag Vormittag unter Ausschluß der Öffentlichkeit im Saale des Schwurgerichts die Verhandlung. Angeklagt sind 38 Sozialisten wegen „sozialistischer Umtriebe“, darunter der Reichstagsabgeordnete Krücker, der Redakteur Bruno Geiser, der frühere Maurer Conrad, der Kandidat der Medizin Maruse und der Student der Mathematik Luz. Die Öffentlichkeit wurde für die ganze Dauer der Verhandlung ausgeschlossen, „weil durch die Öffentlichkeit eine Gefährdung der öffentlichen Ordnung stattfinden könnte“. — Auf Grund der §§ 11 und 12 des Reichsgesetzes vom 21. Oktober 1878 gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie ist das Flugblatt: „Die letzte Nacht. Zur Erinnerung an die Entlassung August Bebel's aus dem Landesgefängniß zu Zwickau am 14. August 1887“ — Verfasser Ernst Klaar, Verleger Emil Lütke in Dresden, Druck von Schoenfeld u. Harms in Dresden — verboten worden.

Gegen die Abonnenten des Züricher „Sozialdemokrat“ wird gegenwärtig bei verschiedenen Gerichten, auch in Berlin, strafrechtlich eingeschritten, indem die Entscheidung des zweiten Senats des Reichsgerichts vom 24. Mai d. J. in Sachen betreffend Einziehung verbotener Schriften — (1105/87) Gerichts erster Instanz Landgericht zu Potsdam — zu fruchtlosigen Verurtheilungen wird. Die erhobenen Anklagen stützen sich auf die bloße Thatfache, daß der Angeklagte Abonnent der gedachten Zeitschrift ist und dieselbe vom Verleger direkt bezieht, ohne sie an Andere weiter zu verbreiten. In einzelnen Fällen haben die Angeklagten sogar über die Angabe der Bezugsquelle die Auskunft verweigert. Das Reichsgericht nimmt nämlich in der angezogenen Entscheidung an, daß in der Verbreitung der Druckschrift an die in Deutschland wohnenden Abonnenten ein einzelner Akt der Verbreitung zu Tage tritt, welcher sich nach § 19 des Sozialistengesetzes als strafbar darstellt, weil die Verbreitung bis zum Eingange der Schrift bei dem Abonnenten sich fortsetzt, also nicht bloß im Auslande, sondern auch im Inlande begangen wird. In der Bestimmung wird nun das Mittel erblickt, durch welches der Verleger bestimmt wurde, die Druckschrift trotz ihres Verbotes dennoch zu verbreiten. In zwei bekannt gewordenen Fällen, beim Landgericht in Breslau und beim Landgericht I hier, haben die Strafkammern das Hauptverfahren wegen Anstiftung zur strafbaren Verbreitung verbotener sozialdemokratischer Druckschriften bereits eröffnet, in anderen Fällen sind die dagegen vorgebrachten tatsächlichen und juristischen Einwände noch zu prüfen.

Das Verbot der Hamburger „Bürgerzeitung“. Die Reichskommission hat die vom Herausgeber der Hamburger „Bürgerzeitung“, Herrn Johannes Wedde, erhobene Beschwerde gegen das Verbot des Blattes zurückgewiesen. Eine Anzahl Blätter, darunter sogenannte Weltblätter, berichten, daß die Beschwerde des Herrn Wedde bei der Reichskommission gegen seine Ausweisung gerichtet gewesen und von dieser verworfen sei. Nachdem nun das Sozialistengesetz bereits im 10. Jahre besteht, scheinen jene Blätter noch immer nicht zu wissen, daß die Reichskommission nur betreffs Beschwerden über das auf Grund des Sozialistengesetzes erfolgte Verbot von Druckschriften und Recimen zu entscheiden hat.

Eine Hausdurchsuchung fand am Donnerstag in Berlin bei dem Schneider H. Frank, sowohl in dessen Werkstätte, wie in dessen Wohnung (Markgrafenstraße) statt. Gefunden wurde nichts. — Der Bildhauer G. Präfer wurde am Donnerstag Abend in der Rantenselstraße von einem Beamten in Zivil nach dem Polizeibureau sifirt. P. hatte ein verdachtserregendes Paket bei sich, als dessen Inhalt sich jedoch sofort ein Paar unschuldige Hosen herausstellten. Auch beim Durchsuchen der Taschen und des Notizbuches fand sich nichts.

Heute kommt der große Sozialistenprozess gegen das angebliche Berliner „Zentralkomitee“ in Moabit, Landgericht I, Strafkammer 2, zur Verhandlung.

### Fachverein für Schlosser und Berufsgenossen.

Sonnabend, den 12. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, in den Arminhallen, Kommandantenstraße 20:

### Versammlung.

- Tages-Ordnung:**
1. Vortrag des Herrn F. Kunert, Lehrer, über „Arbeit und Arbeitsunterricht“.
  2. Aufnahme neuer Mitglieder.
  3. Wahl dreier Revisoren für das laufende Quartal.
  4. Verschiedenes und Fragenkasten.

Der Vorstand.

### Central-Franken- u. Sterbekasse der Töpfer und Berufsgenossen Deutschlands

(G. S. 39.)

Verliche Verwaltung Berlin.

### Mitglieder-Versammlung.

Sonntag, d. 13. November, Vorm. 10 Uhr, im Lokale des Herrn Zahn, Annenstraße 16.

### Tages-Ordnung:

1. Wahl der Abgeordneten zur ordentlichen Generalversammlung.
2. Vorschläge des Central-Vorstandes.
3. Anträge, Wünsche und Beschwerden der Mitglieder.
4. Verschiedene Kassenangelegenheiten. Mitgliedsbuch legitimirt.

J. A.: Heinrich Hoffmann.

### Cigarren u. Tabake

reichhaltiges Lager

von

C. Klein.

15. Nitterstraße 15.

Dieselbst Zahlstelle der Gärtler u. Bronceure (G. S. 60.)

## Nähmaschinen-Sandlung

von  
**Gotthold Apelt,**  
24a Skalitzerstrasse 24a  
empfiehlt allen Freunden und Genossen sein  
**Lager aller Systeme**  
sowie Theile, Dele, Garn u. s. w.  
bequeme Theilzahlung und Garantie.

## Möbel-, Spiegel- u. Polsterwaaren-Magazin

von  
**Julius Apelt, Sebastianstraße 27-28.**  
Reelle Waare. Prompte Bedienung.

**Buch- und Steindruckerei**  
von **F. POSEKEL**

Berlin S.O., Oranien-Strasse 23,

empfiehlt sich zur prompten und saubersten Ausführung aller Drucksachen.

Für Vereine fertige ich zu mässigen Preisen:  
Anrufe, Jahresberichte, Kassenabschlüsse, Statuten, Cirkulare, Mitgliedsbücher, Plakate, Programme, Billets etc.

Verlag  
der  
Berliner  
Volks-  
Tribüne.

## Fachverein sämtlicher im Drechslergewerk beschäftigten Arbeiter Berlins.

**Generalversammlung**  
Dienstag, d. 15. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, bei Deigmüller, Alte Jakobstr. 48a.  
Tagesordnung siehe redakt. Theil dieser Zeitung.  
In recht zahlreichem Besuch ladet ein  
Der Vorstand.

- 1 sehr freundl. Schlafstelle f. 2 Herren zu verm. Brandenburgstr. 7, D. Querg. I. b. Tierse.
- Eine freundl. Schlafstelle sofort zu vermietben Pielcke, Skalligerstr. 104, III.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein

**Schuh- u. Stiefelwaaren Geschäft**  
in großer Auswahl von Winterartikeln.  
Reelle Arbeit. — Solide Preise.  
Louis Jaake, Schuhmachermstr.  
Küstriner Platz 8.

## Cigarren u. Tabake

von  
**G. Spletthöfer,**  
183 Müllerstraße 183,  
neben der Gasanstalt.

Tuch, Wollst., Plüsch, Krimmer-Reiterhandlg. Karte, Laufgerpl. I. Gde Waldemarstr.

## Cigarren u. Tabak

eigener Fabrik  
von  
**Hermann Laske.**

Lieferung von Club-Pfeifen zu en gros Preisen.

20. Rüdorsdorferstraße 20.  
an der Kopenstraße.

[Nachdruck verboten.]

## Auf der Brücke.

Von Manuel Schnizer.

Plötzlich stand ich dort; ich wußte nicht wie und warum. — Aber ich konnte nicht weiter. Es war, als hielte mich Etwas fest, etwas Unnennbares, Unsägliches, eine starke dämonische Gewalt. . . .

In Sinnen verloren, war ich durch die einsamen Straßen gewandert ohne Raft, ohne Ziel; in meiner Seele brannte die verzehrende Sehnsucht nach dem Langverlorenen, nach einer tiefen, unergründlich tiefen Ruhe.

Schwere, graue Wolken zogen langsam am Firmament dahin; hie und da funkelte ein Stern, und zuweilen stahl sich ein einzelner, bleicher Mondstreifen durch das dunkle Gewölk. Keine Stimme, nicht der Schall eines Menschenschrittes klang durch die schweigende Nacht!

Tief unter mir wälzte der Strom seine Wellen träge und einförmig rauschend. . . ein Schlummerlied mochte es der Riesenstadt sein, die allenthalben ihre starren Glieder in die wie von fernen Feuerdünsten durchhauchte Luft streckte, gewaltig in dieser düsteren Verschwoommenheit, unförmig, gefenstisch. Noch hatte ich meinen Blick dem Ströme nicht zugewendet: an einen Pfeiler gelehnt stand ich da, unbeweglich, die Faust an die nach Athem ringende Brust gepreßt. Eine entsetzliche, jeden Nerv durchzitternde Furcht hatte sich meiner bemächtigt, eine unbestimmte, dunkle Furcht, deren Ursache ich nicht begriff und nicht ausfaß.

Während dieser Zeit beherrschte mich ein merkwürdiges, höchst unklares Gefühl. Es war mir, als ob Jemand vor mir stände, ein Mann, dessen Augen sich in die Tiefe meiner Seele bohrten, dessen Hand sich langsam hob, sich langsam und schwer auf meine Schulter legte. . . .

„Wer bist Du?“ stieß ich hervor, aber die Stimme schlug wie ein wildfremder Laut an mein Ohr; tiefer hatte sich mein Haupt auf die heiser athmende Brust gesenkt.

Minuten vergingen.

„Du kennst mich,“ antwortete der Jemand endlich, und es lag wie leiser Spott in dem stahlharten Ton seiner Worte. — „Du kennst mich, Kamerad —“

„Ich kenne Dich nicht,“ sagte ich zusammenschauernd, „was willst Du?“

„Daß Du mich nicht zu kennen vorgeben wirst,“ erwiderte er mit einem boshaftem Lächeln, „hätte ich mir füglich denken können, Kamerad, aber ich bin gutmüthig, mich beleidigt Dein Hochmuth nicht, alter Freund. Was ich will? Mit Dir beisammen sein, mit Dir plaudern. . . . Laß einmal sehen — wie lange sind wir einander nicht mehr begegnet?“

„Ich habe Deine Stimme nie gehört, ich kenne Dich nicht!“ in dem Augenblicke, als ich dies sagte, wußte ich, daß ich log, vor langer, meinem Erinnern fast verschwundener Zeit hatte ich diese Stimme schon gehört, da sie noch weicher, zärtlicher, schmeichelnder geklungen. Der Mann neigte sich mir näher, ich fühlte, wie sein kühlter, feuchter Athem meine heiße Stirn streifte, wie seine Hand die meine fest zu umklammern begann.

„Sieh mich an,“ sagte er rauh.

Langsam, unendlich langsam hob ich den widerspenstigen, zagen Blick. Fest, starr, unbeweglich sah ich der Gestalt in das seltsam leuchtende Auge. — So standen wir uns gegenüber. — Ueber sein verwildertes, tiefschleches Antlitz zuckte es wie unbarmherziger Spott, seine Lippen schienen bitter zu lächeln.

Minuten vergingen.

„Kennst Du mich nun?“ fragte er langsam.

Meine Glieder waren wie gelähmt: der vor mir stand, trug ein Gesicht, grauenhaft ähnlich dem meinen, Zug für Zug, unverkennbar. . . . „Nein,“ knirschte ich und versuchte, mich frei zu machen, um zu entfliehen, weitweg. . . . irgendwohin. . . . Er aber hielt meine Handgelenke wie mit ehernen Klammern umfaßt.

„Narr,“ sagte er lachend, „was trodest Du mir? Wohin Du auch gehst, auf unhörbaren Sohlen würde ich hinter Dir einherstreiten; der Hauch meines Mundes würde Dich vor mir herjagen. Da Du mich sahst, hat sich mein Bild in Deine Seele gebrannt, unverlöschlich, unvergänglich. . . . Als Du heute beim Weine sahest, einsam in der lärmenden Menge, ohne Ohr für ihr fröhliches Lachen, ohne Aug' für ihr lustiges, buntes Treiben, kam es Dir nicht zum Bewußtsein, weshalb es Dir plötzlich so dumpf wurde, so dumpf. . . . weshalb es Dich plötzlich so tief durchschauerte? Daß Du nicht gefühlt, daß ich mich zu Dir gefellt hatte und stumm harrend an Deiner Seite saß, bis es Dir gefallen würde, mich zu bemerken?“

„Wer bist Du?“ fragte ich erschüttert, „dunkel schwebt es mir vor — einmal im Leben sah ich Dich — weit von hier — an einem anderen Orte — unter anderen Verhältnissen — aber Du warst milder — sanfter — heiterer.“

„Wer ich bin? Ich bin Dein geheimster, finsterster Gedanke. . . .“

„Entsetzlicher!“

„Dein Gedanke an den Selbstmord.“

Erst schrie ich entsetzt auf, dann überkam es mich plötzlich wie Luft, laut anzulachen. — „Also ein Phantom bist Du,“ sagte ich aufathmend, „eine Täuschung meiner erregten Sinne, nichts Wirkliches. . . .“ Einen Augenblick glaubte ich zu fühlen, wie die ungeheure Kraft des Unholdes nachließ; aber auch nur einen Augenblick! Im nächsten hielt er mich fest wie zuvor und flammender glühten mich seine Augen an.

„Disputire mich nur weg, mein Junge,“ höhnte er, „beweise haarscharf und mit den feinsten Gründen meine Nichtexistenz; deswegen bin ich doch, Kamerad; deswegen stehe ich doch hier und mache Deinen feigen Leib erzittern. So stand ich schon einmal vor Dir. Als Du noch ein Knabe warst, ein blaffer träumerischer Junge, dem der erste Bart zu sprossen begann. . . . fern in der Heimath. . . . vor Jahren. . . . es war die Zeit, da Deine Seele sich zu weiten anfing. . . . warum senkst Du den Blick, mein Freund? — Es war eine schöne Zeit, erinnerst Du Dich? — Wie ein Dehnen und Knospen war's. . . . wie ein tiefer, seliger Athemzug, das Leben. . . . Und die Liebe, die Liebe! Das erste Aufdämmern, das Ahnen unsäglichlicher Wonnen, Kamerad. . . . Und dann: die Enttäuschung, der erste wilde Aufschrei. . . . das jähe Verzweifeln an Allem. . . . weißt Du noch? Schlaflose Nächte und ein Gebet, Wahnsinn oder — — — und als Du es ausfaßest, hattest Du einen Gefährten — mich!“

Entathmet, ohne mich zu rühren, lauschte ich den Worten des Dunkeln, dessen Stimme weich und flüsternd geworden war; er hatte seine Arme um mich geschlungen und schwer lag sein Haupt auf meinem Herzen. — „Um,“ fuhr er fast heiter fort, — „damals war ich noch ein gutmüthiger Junge und ließ mich spielen, Tage, Wochen hindurch. . . . Dieses geheimnißvolle Liebäugeln mit Allem, was den Tod bringt, dieses stundenlange Starren in die Schauläden der Waffenhändler, in das grüne, schilfumflüsternde Gewässer des Schloßteiches. . . . erinnerst Du Dich? Welche grauenhaften Bilder sah Dein entsetztes Auge! Wie ein Kind warst Du neugierig auf das Kommende, das Letzte. . . . Bis es wieder Friede war in Dir. . . . Aber mein warst Du einmal; ich verließ Dich nicht mehr. Und wenn ich auch nicht vor Dich hintrat, zuweilen fühltest Du das leise Wehen meines Athems, meinen kalten Hauch; wenn Du das Leben arm, ereignislos und öde erschien, wenn Du im Kampfe gegen das Mißgeschick ermattetest! Die Kraft, die Du verschwendetest, kam mir zugut, der Muth, den Du verlorst, stärkte mich! Kein Glück hast Du zu erwerben vermocht, keine Seele, die Dich liebt, keine Freude, keine Ruhe. . . . nichts. . . . nichts. . . . nur mich, vor dem Du zurückbebst. Jetzt aber habe ich Dich, jetzt halte ich Dich fest! Starb ich geworden, fühlst Du's? Ringe mit mir, wehre Dich, Kamerad!“

Ein wilder, lautloser Kampf entspann sich zwischen uns. Ich hatte das Bewußtsein meiner Schwäche und fühlte mich unterliegen, schon hatte mich der Dunkle bis an's Brüdengeländer gedrängt. . . .

„Laß mich, Schredlicher,“ stöhnte ich, „nicht satt bin ich des Lebens, nein, ich schmachte darnach wie der Hungernde nach Brot. . . . aus den Erzählungen meiner Freunde habe ich es geschluckt, das meine war leer; es besaß nicht den Duft einstiger Fülle — es war ein Becher, der unbenüßt verstaubte; aber ich möchte ihm einen Inhalt geben, eh' ich sterbe: eines Weibes volle, tiefe Liebe möchte ich genießen, ein letztes Glück.“

Er lachte hart auf. — „Der Blick des Weibes bleibt an Dir nicht haften, du weißt es; sieh mich an, das Antlitz, das ich trage, ist das Deine. . . .“

„Dann möchte ich wenigstens Jemandem nützen auf der Welt, Jemand erfreuen, — einmal nur.“

„Man erfreut nur die, die uns lieben. Und nützen? Es giebt Menschen, deren Dasein unnütz und zwecklos, Menschen, die kein Schicksal haben; — zu denen gehörst Du.“

„Aber wandeln nicht Tausende solcher Geschöpfe auf dieser Erde?“

„Ja, aber sie besitzen das, was Du nicht Dein eigen mehr nennst, den Muth zu leben. Habe Du wenigstens den Muth zu sterben. Kamerad, ich bin der Abschluß, ich bin das Ende, sie hier!“

Ich hörte das Rauschen des Stromes, sah seine breiten, grauen Wellen sich wälzen; einsame Straßenlaternen warfen ihr Licht in seltsam bewegten, zitternden Streifen darüber hin; der Widerschein der Brückenlampen schien bis auf den Grund des Wassers zu gehen, unendlich tief und golden leuchtende Säulenhallen bildend, worüber die dunkle Fluth gleichmäßig dahinrollte.

„Siehst Du?“ fragte der Unhold. — „Ich sehe.“ —

„Dort ist die Ruhe, das letzte Glück. . . .“

In dumpfer Bewußtlosigkeit gab ich mich ihm hin. Ich hörte einen gellen Aufschrei, einen dumpfen Fall in das aufspritzende Wasser. Schwer hatte der Dämon mich umfaßt. „Unnütz Dein Dasein, ohne Liebe Dein Leben, hinab, hinab,“ flüsterte er dringend, indem er mich fester umfing und mit sich hinabzuzerren versuchte. Mein ganzes, vergangenes Leben presste sich in diesen einzigen Augenblick zusammen; ich sah es an mir vorüberfliegen, pfeilschnell, jäh, unauffällig. . . . längstvergessene Augenblicke sahen mich an. . . . voller Mitleid. . . . in Liebe. . . .

dann blieb von alle den über dem Wasser hinschwebenden Gestalten ein Bild: meine Mutter. . . .

„Du lägst, Du lägst,“ schrie ich auf, und mit gewaltigem Ruck befreite ich mich aus den Armen des Dämons. Aber meine Kraft war zu Ende. Mit der letzten stieß ich einen Hilferuf aus, noch einen, der dritte klang schon wie ein tiefes Gurgeln, wie wenn ein Kind mittelst eines Strohhalmes in's Wasser bläst. Ein Hohlachen vernahm noch mein Ohr. . . . hierauf ein unbestimmtes fingendes Brausen und Summen. Eine unsäglich häßliche Empfindung überkam mich. . . . dann verlor ich die Besinnung.

Als ich den ersten Athemzug meine Brust schwellen fühlte, durchdrang es mich wunderbar: das Leben, das Leben! Ich hörte verworrene Menschenstimmen. . . . ein Lichtschein fiel mir auf das geschlossene Auge. Tief, tief athmete ich auf, sog ich das neue Leben ein. Dann öffnete ich die Augen. Neben der Bahre, auf der ich ausgestreckt lag, hing meine von Wasser triefenden Kleider. Ein eigenthümlicher Geruch, wie von Rauch und Fischen erfüllte den kleinen Raum. Polizeibeamte kleideten mich an, verhörten mich, erzählten die Geschichte meiner Rettung. Betäubt hörte ich zu, aber es war mir, als spräche man von einer dritten Person. Dann wurde ich nach Hause gebracht.

Jahre sind seitdem vergangen.

Wie bis zu jener Zeit ist das große Schicksal an mir vorüber gegangen; es hat mich nicht erfasst, es hat mich nicht durchschüttelt; die große Freude, der große Schmerz blieben mir verjagt; vielleicht liegt die Schuld an meinem trägen Blute. Aber ich habe gelernt, mich des Kleinen, des Winzigen, an dem der Strom der Menschen achillos vorübergeht, herzlicher, inniger zu freuen; es ist stille, lautlose Freude oder fast heiterer Schmerz, was mich bewegt, was das neue Leben mir bietet; und so wie es ist, so liebe ich es.

Denn ich weiß, wie der Tod ist.

(„Gegenwart“).

## Aus Lassalle's letzten Tagen.

Die Brandung faßt mich! Ist mir's zum Heil? Reißt's mich nach oben wie den Schiller'schen Taucher? Fant voir! Ferdinand Lassalle.

Lassalle ist auch im Kreise der Besitzenden zu einer gewissen Popularität gelangt — allerdings nicht wegen seiner historischen Bedeutung, wegen seiner bewundernswürthen Thätigkeit als Agitator und „Außer im Streite“ der Klassen und Parteien, sondern wegen des eigenartigen, blendenden und bestreichenden Zaubers, der seine ungewöhnliche und unvergleichliche Persönlichkeit umweht. Als Löwe des Salons, als Held zahlreicher Liebesabenteuer taucht die Gestalt Lassalle's immer wieder in der Bourgeoisliteratur auf und besonders der tragische Roman, der mit dem Tode Lassalle's im Duell endete, hat immer neue Darsteller und Leser gefunden.

Mit den aufregenden Ereignissen, in denen dieser Roman anklang, beschäftigt sich auch ein eben erschienenes, mit großer Eleganz ausgestattetes Buch „Lassalle's Leiden“,\*) dessen Urheberschaft wohl in der Nähe der ehemaligen Geliebten des großen Agitators zu suchen ist, ein Buch, das jedenfalls allzu geflissentlich das unverantwortliche Benehmen der Helene von Dönniges (späteren Frau von Racowitza) zu entschuldigen und zu beschönigen sucht, das aber insofern von großem Interesse ist, als es eine Reihe der hinreichendst brüchlichen Herzergüsse Lassalle's zum ersten Male enthält und dadurch einen werthvollen Beitrag zur Kenntniß dieser, auch in ihren Leidenschaftlichen über alles gewöhnliche Maß hinausragenden vulkanischen Natur liefert.

Man hat Lassalle oft Vorwürfe gemacht, daß er, der soeben eine große sozialpolitische Agitation entfesselt hatte, plötzlich ganz und gar in einem „Liebeshandel“ aufging. Aber wenn man gerecht bleiben will, so muß man Lassalle's ganzen damaligen Gemüthszustand in Rechnung ziehen. Als Lassalle im Juli 1864 auf dem Nigi mit Helene von Dönniges zusammentraf, hatte er zwei aufreibende Jahre voll Sturm und Drang hinter sich. Zwischen März 1862 und Juni 1864 hatte er nicht weniger als zwanzig Schriften verfaßt, von denen drei oder vier durch ihren Umfang sowohl, wie durch ihren Inhalt ganze Bücher sind und von denen die meisten, trotz ihrer Kürze und Gemeinfaßlichkeit einen Gedankentreichthum enthalten und mit einer wissenschaftlichen Schärfe geschrieben sind, die sich sehr wenigen großen Büchern nachrühmen läßt. Außerdem hatte er zu derselben Zeit Rede auf Rede gehalten, mit einer Arbeiterdeputation nach der anderen konferirt, sich aus einem Duzend politischer Prozesse herausgewickelt, den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein gegründet, eine höchst ausgedehnte Korrespondenz geführt und die

\*) Lassalle's Leiden. Dargestellt auf Grund einer verloren gebliebenen Handschriftensammlung mit dem Porträt Helene von Racowitza. Berlin, Paul Hennig 1887.

Verwaltungsangelegenheiten des Vereins geordnet. Er scheint gleichsam in der Ahnung seines nahe bevorstehenden Todes seine Kraft bis über das menschliche Maß gesteigert zu haben. Das Alles hatte sich natürlich gerächt. „Ich bin todmüde — schreibt er am Schlusse der großartigen Kampagne — und so stark meine Organisation ist, so wankt sie bis in ihr Mark hinein. Meine Aufregung ist so groß, daß ich keine Nacht mehr schlafen kann! Ich wälze mich bis 5 Uhr auf dem Lager und stehe mit Kopfschmerz und tief erschöpft auf. Ich bin überarbeitet, übermüdet im furchtbarsten Grade. Die wahnsinnige Anstrengung, den Bastiat-Schulze außer und neben allem Anderen in vier Monaten auszuarbeiten, die tiefe und schmerzliche Enttäuschung, der fressende innere Aerger, den mir die Gleichgültigkeit und Apathie des Arbeiterstandes, in seiner Masse genommen, einflößt, beides war selbst für mich zu viel; ich treibe ein metier de dupe“) und ärgere mich innerlich zu Tode, um so mehr, als ich diesem Aerger nicht Luft machen kann und ihn nach innen würgen, oft das Gegentheil behaupten muß.“

Lassalle war in der That aus jedem innerlichen Gleichgewicht geworfen, als er Rigaltbad zur Kur aufsuchte, und aus diesem Zustand erklärt sich zweifellos zu einem guten Theil sein mitunter befremdendes Verhalten, als plötzlich Helene von Dönniges wieder in seiner Nähe auftauchte und eine verzehrende Leidenschaft weckte, nachdem der erste gesellschaftliche Verkehr, der bereits vor mehr als zwei Jahren in Berlin stattfand, bei beiden keine tieferen Spuren zurückgelassen hatte.

Die Ereignisse, welche sich an dieses Zusammentreffen anknüpfen, sind genügend bekannt. Helene geht zu ihren Eltern nach Genf, wohin Lassalle sofort nachfolgt, um die Abneigung der in dunkelhaften aristokratischen Vorstellungen beschränkten Eltern zu brechen; Helene flieht aus dem Elternhause, Lassalle aber besteht darauf, daß sie zurückkehre. Sie thut es, wird aber bald merkwürdig kühl gegen alle Annäherungsversuche Lassalle's. Dieser wiederum, von seinem beleidigten Stolz zu den wahnwitzigsten Anstrengungen angefeuert, glaubt Helene in der furchtbarsten Zwangs- und Nothlage und setzt Himmel und Hölle — sogar den bayerischen Minister — in Bewegung, um den Vater Helene's, der bayerischer Gesandter ist, zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Als alle Mienen gelegt sind, bricht das ganze Gebäude der Entwürfe Lassalle's zusammen, da Helene erklärt, sie habe freiwillig auf Lassalle verzichtet und gedenke ihrem ehemaligen Verlobten, dem dunkellockigen Jano von Racowiza, treu zu bleiben. Vor aller Welt bloßgestellt und beschämt zu sein, das kann die tödtlich getroffene Eitelkeit Lassalle's nicht ertragen; er fordert den Nebenbuhler und fällt von dessen Angel.

Das sind die genügend bekannten Thatfachen, und nun einige Mittheilungen aus den Briefen Lassalle's, welche in diesen Zeitraum fallen.

Aus Genf, 5. August 1864, gleich nach Helene's Rückkehr in's Elternhaus, schreibt er unter Anderem an seinen Freund Holthoff:

„Meine Stimmung Ihnen zu beschreiben, ist unmöglich. Ich habe fast während zwei Tagen jeden freien Augenblick benutzt, um — ich schäme mich nicht, es zu sagen, aber es ist entsetzlich — um zu weinen. Was meinen Schmerz gerade bis zum Wahnsinn steigert, ist der Stachel des Vorwurfs, den ich mir jeden Moment — ich kann es nicht lassen — mit einer satanischen Grausamkeit in die Pfanzen drücke! Ich bin mir an allem selbst Schuld! Ich hätte sie nach Italien entführen können und sie wäre heute bereits mein angetrautes Weib.“

Gestern Abend schickte ihr Vater zwei Verwandte zu mir und ließ mir sagen: Helene sei fort. Das kann eben so gut sein, um mich zu täuschen. Verschiedene Nachrichten, die ich eingelesen, bestätigen es aber. Verschiedene andere aber widersprechen bestimmt. Obgleich ich das ganze Haus mit Spähern umstellt habe, habe ich noch keine Gewissheit und weiß nicht, was glauben! Nicht ein Brief von mir konnte hindrücken, nicht ein Brief von ihr hinaus — seit dem letzten, im ersten Augenblick meiner Ankunft von ihr erhaltenen. Der Vater scheint seine Leute mit eiserner Zucht rüth zu beherrschen. Er wendet gegen mich die ganze Kraft vollster Rücksichtslosigkeit an, während ich der Dummkopf war, eine Großmuths- und bürgerliche Anstandscomödie mit ihm zu spielen! Daher sein entschiedener Sieg und mein verdientes Unglück!

In dieser Lage bin ich. Es kann vielleicht noch Tage dauern, bis ich mit Gewißheit erfahre, ob sie hier, ob sie fort ist. Wohin sie in letzterem Fall gebracht ist, kann ich hier gar nicht, sondern nur durch Sie erfahren!

So stehen die Dinge vorläufig! Was ich zu allem Anderen noch fürchte, ist, daß es mit der Zeit gelinnet, ihren Willen zu beugen. Sie ist schwach, energisch im Moment, aber nicht ausdauernd. Ihr letzter Brief an mich — nach dem großen Selb in ihrem Vater — ist zwar noch seltsam fest und das Mührendste, was es geben kann (Sie sollen ihn in Berlin lesen), aber ich fürchte, das hastet nicht lange, wenn sie gar nichts von mir hört.

Was nun? Ich weiß es nicht. Nur das Eine weiß ich: Ich muß Helene haben. Arbeiterverein, Politik, Wissenschaft, Gefängniß, alles ist mir absolut verblüht in meinem Innern bei dem Gedanken, Helene wieder zu erobern.

Wissen Sie ein Mittel? Können Sie gut machen, was ein Dummkopf verbrochen hat? Wenn Sie irgend etwas für mich thun können, Holthoff, so werde ich Ihnen auf meinen Knien danken! Und bedenken Sie, Sie stehen von Gott und Rechts wegen jetzt notwendig ganz und ungetheilt auf meiner Seite. Ich suche für ein Weib, das mich rasend liebt und das ich jetzt noch rasender liebe, als ich sogar von ihr geliebt werde. Ich muß sie haben, gleichviel was und wieviel, welche Opfer und welche Zeit ich daran setzen sollte! Ich würde sie durch Verbrechen erkaufen! Alles tritt mir verblüht vor ihr zurück.

Ich bin namenlos unglücklich, lieber Holthoff! Wenn ein so starkes Herz, wie das meinige, die Selbstbeherrschung verliert, dann ist es dreifach namenlos elend! Ich weine die ganze Zeit, in der ich dies schreibe. Ich habe unter den

entsetzlichen Vorwürfen über meine Loyalitätspinselerei auch allen Glauben an mich selbst, allen Stolz verloren und ich breche zusammen, wie ein morsches Brett!“

In dem nächsten Brief, der vielleicht noch an demselben Tage aus Genf an Holthoff abging, heißt es von Neuem: „Wer mir noch vor drei Tagen gesagt hätte, daß ich Helene so liebe, wie ich es thue, wie ich es jetzt fühle, dem würde ich in's Gesicht gelacht haben! Sie ist mein einziger, einziger Gedanke! Um sie zu weinen, die einzige Bollwurst und Erleichterung, die ich habe! Obgleich fremd hier, habe ich ihr Haus mit fünffacher Wache, Tag und Nacht, umgeben. Die heutigen Berichte lauten einstimmig, sie sei noch da, noch nicht vertrieben, ein Hoffnungspunkt! Aber bloß ein Funken!“

Am 9. August weiß Lassalle noch nicht, ob Helene noch bei den Eltern oder fortgebracht ist. Das Bewußtsein seiner Hilfslosigkeit ist es, was den Sieggewohnten am meisten martert:

„Ich, der ich in allen Zuchthäusern und Gefängnissen nach links und rechts hin sofort zu correspondiren wußte, habe noch kein Mittel gefunden, in acht Tagen ihr eine einzige Zeile zuzumachen zu lassen. Sogar vor den Bekannten des Hauses wird sie verleugnet. Man erhält das Gerücht, daß sie fort sei. Donnerstag erklärte mir Herr R. auf sein Ehrenwort, daß sie schon Vormittag fort sei — und Sonnabend Abend ist es mir gelungen, sie mit eigenen glücklichen Augen zu sehen, sie zu grüßen und von ihr begrüßt zu werden. Man hält zwar beharrlich allen Menschen gegenüber das Gerücht aufrecht, sie sei fort (in Seebädern des Nordens, früher hieß es bei einem Verwandten in Stulm), und möglich freilich wäre es, daß sie seit Sonnabend Abend fort ist. Aber alle Anzeichen deuten doch darauf hin, daß sie noch hier ist.“

Sie sehen, theurer Freund, es bleibt mir nichts übrig, als mit dem Kopf gegen die Wand zu gehen, und diesmal ganz gewiß wird entweder Wand oder Kopf zerbrechen.

Eine eiserne Ruhe und Schmerzlosigkeit ist seit gestern Abend über mich gekommen. Gestern hatte ich noch den furchtbarsten Ausbruch von Thränen, so daß ich wie ein Kind unter der Gewalt meines Schluchzens zusammenbrach. Seit heute bin ich zu Eisen geworden, fühllos gegen mich selbst, nur noch ein eiserner, Körper gewordener Wille. Mit der Ruhe eines Schachspielers werde ich diese Partie zu Ende spielen. Ich habe mir mein Ehrenwort gegeben, an dem Tage, wo ich Helene für verloren geben muß, mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Ich habe laut meinen Freunden dies auf mein Ehrenwort erklärt, und Sie werden so gut wissen, wie meine anderen Freunde, daß dies von Stunde an eine unwiderruflich beschlossene Thatfache ist. Grade aus diesem Gedanken habe ich die große und furchtbare Ruhe gezogen, die sich jetzt meiner bemächtigt hat. Ich habe die Inventur meines Lebens gemacht. Es war groß, brav, wacker, tapfer und glänzend genug. Eine künftige Zeit wird mir gerecht zu werden wissen. Und ich werde also Helene haben oder überhaupt nicht mehr sein und also auch nicht leiden. Ich habe also in keinem Fall etwas zu verlieren. Das ist der tiefe Trost, der mich stützt und beruhigt.“

Noch an demselben Tage wird Lassalle fälschlich berichtet, Helene sei abgereist. Mit aller scheinbaren Ruhe ist es jetzt wieder vorbei. Er schreibt sofort an den Freund:

„Kaum habe ich heute Mittag meinen langen Brief an Sie abgeschickt, so sage ich jetzt Nachts schon wieder da unter Strömen und Strömen von Thränen Ihnen zu schreiben! Meine künstliche Ruhe von heute früh ist einer furchtbaren Nachricht erlegen. Meine Leiden sind unbeschreiblich. Ich wankte, ob ich nicht lieber gleich in den See laufen und mir dadurch die Höllenqualen vieler Wochen, die zuletzt doch unnütz bleiben, ersparen soll. Sie kennen mich sonst, lieber Holthoff. Sie wissen, daß etwas Mannheit in mir ist — wo ist sie hin bei diesem Anlaß? Was ich leide, ist so schrecklich, daß man einen Mord damit lange abgebißt haben würde! Ich verzweifle! Merkwürdig, daß ich, der ich sonst von den thörichtesten Siegeshoffnungen in den schwierigsten und verzweifeltsten Fällen meine Brust stets geschwellt füllte, diesmal vom ersten Augenblick der Katastrophe an, in einem Fall, verhältnißmäßig weit leichter, als ich ihn sonst hundertmal durchkämpft, nichts als die schwärzesten Ahnungen in meiner Brust fühle. O, ich bin nicht mehr Lassalle, nicht ein Schatten von mir, ich bin verdammt unterzugehen bei diesem Anlaß. Ich heule nach Helene, wie eine Witwe, der man ihr Junges geraubt! Ich wüthe gegen mich selbst. Ich fühle mich zernichtet, zu Grunde gerichtet, wie dreimal gerädert! Ich bin gebrochen, gebrochen! Wer mir jemals gesagt hätte, daß ich in meinem Alter eine so merkwürdige, eine so alle Boetenbeschreibungen, die ich jemals gelesen, weit, weit hinter sich lassende Leidenschaft fassen könnte — wie würde ich den verachtet haben!“

Wenige Tage darauf reist Lassalle nach München. Der bayerische Minister des Aeußern, Richard Wagner, Dr. Hänle, Böck in Berlin, sie alle sollen ihm beistehen, den Widerstand des Vaters zu brechen — denn daß Helene ihn aufgeben könne, diese Vermuthung läßt der Stolz Lassalle's nicht zu. Da trifft ihn die telegraphische Nachricht, Helene habe ihm entsagt. Helene's darauf bezüglicher Brief trifft sehr verspätet ein und so vergehen Tage der qualvollsten Unsicherheit für Lassalle. „Ich habe Riesenkraften — schreibt er am 19. August an seine Geliebte — und ich werde sie vertausendfachen, um Dich zu erkämpfen. Kein Mensch kann Dich mir entreißen, wenn Du fest und treu bleibst. Seit ich daran weiß, bin ich der Elendeste aller Menschen. Ich leide stündlich tausendfachen Tod. Und doch, es ist unmöglich! Du kannst mich nicht verrathen, einen Mann, wie mich, einen Mann, der Dich so rasend liebt. Ich bin mit Demantketten an Dich geschmiedet. Ich leide tausendmal mehr, als Prometheus am Felsen. Aber, wenn Du meineidig wirst, nach so vielen Eiden und solcher Liebe gegenüber, so wäre die Menschennatur entehrt, man müßte verzweifeln an jeder Wahrheit, jeder Treue; Lüge wäre Alles, was existirt. Dies sagen Alle, die diese blutige Geschichte kennen. . . . Schreibe mir nur ein einziges Wort, ob Du fest und treu bleibst, und ich bin gestählt vom Wirbel bis zur Zehe.“ — Und seinen Genfer Freunden schrieb er: „Wenn dieses Weib von mir läßt, für das ich so namenlos martyriere, so ist Alles geschändet, was Mensch heißt! Ein Felsenherz, das so liebt, so treu aushält, wie das meinige, so zu zerreißen! . . . Kurz, gehe ich jetzt zu Grunde, so ist es

nicht mehr an der brutalen Gewalt, die ich gebrochen habe, sondern — wenn sie mir eben vor dem Notar „Nein“ erklärt statt „Ja“ und mit mir zu gehen — an dem grenzenlosen Verrath, an dem unerhörtesten Bankeilmuth und Leichtsinne eines Weibes, das ich weit über alles Maß des Erlaubten hinaus liebe! Es wäre wirklich das Grenzloseste von Allem, wenn ich deshalb den Minister des Aeußeren vermocht habe, ein Commissariat zu erteilen und sie mir vor dem Notar sistiren zu lassen, damit sie mir auch noch das furchtbare Ridicule giebt, mich mit einem „Nein“ abzuweisen. Inzwischen, wenn sie mir den Dold in die Brust stoßen will — je n'ai rien à dire! Wenigstens falle ich nicht durch den Uebermuth eines brutalen Mannes. — Ich kann sie übrigens unter keinen Umständen für so vollendet schlecht, so furchtbar schlecht, so grenzenlos schlecht halten.“

Der 20. August brachte nichts Neues. Lassalle verwandte ihn, um seinen Freunden und Helene gegenüber auf's Neue sein Herz auszusprechen. Den ersteren ruft er zu: „Ist solcher Verrath je dagewesen? Habe gerade ich das verdient, das treueste Herz dieser Erde! Ich Unglücklicher! Ich hätte nicht verdient, auf eine so Unwürdige zu treffen.“ Der an Helene gerichtete Abschiedsbrief ist vollends um Steine zu erweichen. „Ich schreibe Dir den Tod im Herzen. Du, Du verräthst mich! Es ist unmöglich! Noch, noch kann ich an so viel Felonie, so furchtbaren Verrath nicht glauben. Man hat Deinen Willen vielleicht momentan gebeugt, gebrochen, Dich Dir selbst entfremdet; aber es ist nicht denkbar, daß dies Dein wahrer, Dein bleibender Wille sei. Du kannst nicht jede Scham, jede Liebe, jede Treue, jede Wahrheit von Dir geworfen haben bis zu diesem äußersten Grade! Du würdest in Verrath gebracht und entehrt haben Alles, was Menschenanständig trägt — Lüge wäre jedes bessere Gefühl, und wenn Du gelogen hast, wenn Du fähig bist, diesen letzten Grad der Verworfenheit zu erreichen, so heilige Eide zu brechen, und das treueste Herz zu zerstören — unter der Sonne gäbe es nichts mehr, woran irgend ein Mensch noch glauben dürfte! Du hast mich mit dem Willen erfüllt, nach Deinem Besitz zu ringen; Du hast gefordert, zuerst alle konvenablen Mittel zu erschöpfen, statt Dich von Babern zu entführen; Du hast mir die heiligsten Eide mündlich und schriftlich geschworen, auszuhalten für immer und felsenfest zu bleiben; Du hast mir noch in Deinem letzten Schreiben erklärt, daß Du nichts, nichts bist, als mein liebendes Weib und keine Gewalt der Erde Dich abhalten soll, diesen Entschluß auszuführen. — Und nachdem Du dies treue Herz, das, wenn es sich einmal ergiebt, sich für immer ergeben hat, gewaltsam an Dich gezogen — schleuderst Du mich, nachdem der Kampf kaum begonnen, nach winzigen vierzehn Tagen hohnlachend in den Abgrund, verräthst und zerstörst mich? Ja, es wäre Dir gelungen, was nie einem Schicksal gelang, Du hättest den härtesten Mann, der allen äußeren Stürmen stand, ohne zu zucken, zertrümmert, zerbrochen! Diesen Verrath könnte ich nicht überwinden! Ich wäre von innen heraus getödtet! Du würdest meinen furchtbaren Haß und die Verachtung einer Welt verdienen! Helene! Mein Schicksal steht in Deiner Hand! Aber wenn Du mich zerbrichst durch diesen häßlichen Verrath, den ich nicht überwinde, so möge mein Loos auf Dich zurückfallen und mein Fluch Dich bis zum Grabe verfolgen. Es ist der Fluch des treuesten, von Dir tödtlich gebrochenen Herzens, mit dem Du das schändlichste Spiel getrieben. Er trifft sicher.“

Die weiteren Gehehnisse sind zur Genüge bekannt. Am 21. August erhält Lassalle thatsächlich den Abgabebrief Helene's, von dem er telegraphisch schon benachrichtigt war. „Ich erkläre Ihnen freiwillig — heißt es da — und aus voller Ueberzeugung, daß von einer Verbindung zwischen uns nie die Rede sein kann, daß ich, mich von Ihnen in jeder Beziehung löse und fest entschlossen bin, meinem verlobten Bräutigam ewige Liebe und Treue zu widmen.“

Am 24. August war Lassalle, rachedürstend, schon wieder in Genf; am 27. August war er davon überzeugt, daß die „kompletteste, unglücklichste Indignität (Unwürdigkeit) der Person bewiesen“ sei; am 28. August fand das Duell statt, am 31. August war die Welt um einen großen Mann ärmer.

Wer ihn auch in seinem inneren Leben näher kennen lernen will, dem werden die eben veröffentlichten Briefe manchen Anhalt gewähren.

## Der Maximal-Arbeitstag.

□ Der VI. internationale Kongress für Hygiene (Gesundheitspflege) hat sich mit der Frage beschäftigt, wie lange im gesundheitlichen Interesse die Dauer des Arbeitstages sein dürfte, und hat dabei folgende Beschlüsse gefaßt:

- Die Gesundheit der erwachsenen Männer leidet häufig durch die übermäßig lange Arbeitszeit, sowie durch die Nachtarbeit. Beide üben auch einen nachtheiligen Einfluß auf die Moralität (Sittlichkeit) und Intelligenz (Einblick) der Arbeiter aus. Erfahrungsgemäß vermag sich dieser nur selten gegen eine solche Beanspruchung zu wehren, und es liegt deshalb in der Aufgabe des um die Erhaltung einer tüchtigen Bevölkerung besorgten Staates, durch die Gesetzgebung vorzubehalten. Den gegenwärtigen Verhältnissen dürfte bei unvermeidlicher Tag- und Nachtarbeit, die Einführung eines Schichtenwechsels vorausgesetzt, ein Maximal- (längster) Arbeitstag von elf bis zehn Stunden entsprechen. Die Festsetzung dieser Maximal-Arbeitszeit hat aber den Gegenstand internationaler Vereinbarungen zu bilden.
- Sonntagsruhe für alle Arbeiter ist eine der dringendsten Forderungen der Hygiene (Gesundheitspflege). Sie ist nur dann in vollem Maße zu erreichen, wenn durch Verkürzung der Samstagsarbeit es dem Arbeiter möglich wird, von schweren Sonntagsarbeiten frei zu bleiben.

\*) Das „Handwerk eines Thoren.“

10) Die Beschränkung der Arbeitszeit Erwachsener erheischt die Möglichkeit von Ausnahmen, deren Gestattung namentlich hinsichtlich der Anwendung gleicher Grundsätze genau zu kontrollieren ist. Kinder bis zum 16. Lebensjahre und verheiratete Frauen sind jedoch auch von ausnahmsweiser Nachtarbeit freizulassen.

Wenn auch die 9. These (Lehrsatz) sich nicht genau mit dem Gegenstand deckt, den wir in der Ueberschrift angegeben haben, so haben wir sie um des Zusammenhanges willen doch hier mit angeführt. Die 3 Lehrsätze haben folgenden allgemeinen Gedankengang:

Zu lange Arbeitszeit, zu große und lang andauernde Anstrengung des Körpers ist der Gesundheit, der Sittlichkeit und der Entwidlung der geistigen Kräfte schädlich, es leidet dadurch die Tüchtigkeit der Bevölkerung.

Die Arbeiter sind nicht in der Lage, ohne Hilfe des Staates sich eine genügende Abkürzung der Arbeitszeit zu erringen, die Befehlsgebung muß ihnen zu Hilfe kommen.

Angemessen dem nicht durch Staatsgrenzen zu bindenden Wettbewerb von Handel und Verkehr muß die Regelung der Arbeitszeit durch internationale Verträge erfolgen. Den heutigen Verhältnissen entspricht ein Maximalarbeitszeit von 11 bis 10 Stunden.

Für erwachsene Arbeiter sind hiervon Ausnahmen zuzulassen, die genau nach gleichen Grundsätzen zu regeln und zu kontrollieren sind.

Kinder unter 16 Jahren und verheiratete Frauen bleiben von jeder Nachtarbeit frei.

Wir müssen feststellen, daß der Kongreß, dessen Aufgabe die Festsetzung von Regeln für die Gesundheitspflege war, sich bei Berathung dieser Lehrsätze leider sehr von sogenannten „praktischen Bedenken“ hat leiten lassen. Er hat nicht die Frage erörtert, welche größte Dauer des Arbeitstages ist zulässig, um die Tüchtigkeit des Volkes, dessen Gesundheit, Sittlichkeit und geistige Entwicklung aufrecht zu erhalten, sondern sich damit begnügt, zu versuchen, was man den Unternehmern vielleicht im Interesse der Gesundheitspflege abzwacken kann.

Wir glauben nicht, daß der Kongreß damit seiner Aufgabe genügt hat. Die Unternehmer werden gegen die Beschränkung des „freien Selbstbestimmungsrechtes“ der mündigen und selbstständigen Arbeiter, wie sie in der mandatorischen Redeweise ihr Ausbeutungsrecht zu nennen belieben, die ganz gleichen Einwendungen machen, ob ihnen eine oder einige Stunden an demselben gekürzt werden sollen. Sie werden einstimmig die Undurchführbarkeit einer Regelung der Arbeitszeit behaupten mit denselben Redensarten, wie wir sie in unseren Parlamenten von den Bambergern, den Baumbach und ähnlichen Volkswirthen zur Genüge gehört haben.

Mit Recht behauptete auf dem Kongreß Dr. Adler, man wäre nicht da, um Kompromisspolitik zu machen, man müsse als reiner Hygieniker handeln. Der Maximalarbeitszeit werde bei den „Ausnahmen“ in der Praxis doch sofort zum Minimalarbeitszeit, man solle und müsse einfach aussprechen: wir verlangen einen achtstündigen Maximalarbeitszeit und Abschaffung der Nachtarbeit. Wo letztere bei fortlaufenden Betrieben notwendig ist, müßten drei achtsündige Schichten eingerichtet werden. Man gab ihm in den Hauptfragen vollkommen Recht, wußte besonders die Nachtarbeit nicht genug zu tabeln, gab zu, daß auch die Leistung der Arbeiter durch Abkürzung der Arbeitszeit nur bedingungsweise geringer werde, daß weder Fabrikant noch Arbeiter von der langen Arbeitszeit und von der Nachtarbeit Nutzen hätten, aber — „das läßt sich nicht Alles so dekretieren“, meinte der Referent, Herr Dr. Schuler, „sondern man wird durch die Noth dazu gedrängt werden; erst durch schlimme Erfahrungen, durch große Krisen wird man dazu gelangen, daß man da und dort einen Versuch macht, die Arbeitszeit noch mehr herunterzusetzen, und so bin ich für meine Person überzeugt, werden wir schließlich — ich weiß nicht in wieviel Jahren — zu dem Resultat gelangen, das von den verschiedensten Seiten her angedeutet ist. Ich möchte aber nicht den Vorschlag machen, daß wir in der Beziehung irgendwie weiter gehen sollten, als es in der These bereits enthalten ist.“

Bravo! Bravo! riefen die Gesundheitsräthler, indem sie sich selbst verhöhnerten. Man nimmt auf die praktischen Verhältnisse Rücksicht und erkennt zugleich an, daß die praktischen Verhältnisse auf den Kongreß für Hygiene und seine Beschlüsse gar keine Rücksicht nehmen werden, daß nur „große Krisen“, d. h. der eigene Schaden, die Unternehmer einigermaßen klug machen werde.

Nun, so ganz ohne Erfolg für den Fortgang des Kampfes der Arbeiter um die Abkürzung der Arbeitszeit sind die Beschlüsse des Kongresses doch nicht, wenn wir auch bedauern müssen, daß der Kongreß für Gesundheitspflege sich von anderen Rücksichten als die auf die Gesundheit des Volkes hat leiten lassen. Wir können für uns besonders zweierlei aus den Beschlüssen sehr gut gebrauchen:

Der Kampf für die Abkürzung der Arbeitszeit ist anerkannt als ein solcher, der für die Tüchtigkeit, die Sittlichkeit und die geistige Entwicklung geführt wird. Dieser Kampf, der eine Hauptaufgabe der Fachorganisationen der Arbeiter war und ist, ist also kein umstürzlerisches, kein kulturfeindliches, kein den Staat und die Gesellschaft untergrabendes, sondern ein edles, ein patriotisches im wahren Sinne des Wortes, ein gesellschaftserhaltendes Streben. Wir waren davon lange und tief überzeugt und haben dieser Ueberzeugung oft und laut Ausdruck gegeben. Jetzt haben wir zur Bekräftigung unserer Behauptung den schwerwiegenden Ausspruch einer Körperschaft, die in sich die glänzendsten Namen und die sachverständigsten Personen vereinigte. Ganz richtig meinte Herr Dr. Busch-Cresfeld: „Die Forderungen werden sich

als Forderungen der Hygiene einführen durch die Adresskarte, die sie mitbringen, es sind die Forderungen des internationalen hygienischen Kongresses!“

Nun gut, wir geben diese Adresskarte auch ab für die Bestrebungen unserer Arbeiterorganisationen, unserer Lohnkommissionen, unserer Streit-Bewegungen, bei allen hohen und niederen Polizeibehörden, bei allen Zunftmeistern und Ausbeutern. Wer will uns ferner schelten, ohne den internationalen hygienischen Kongreß zu schelten? Wer will seine Ansichten und seine Interessen gegen das gewichtige Wort dieser erleuchteten Versammlung setzen? Wer kann uns ferner mit Recht hindern? Er müßte diese in Wien versammelt gewesenen Männer auch für Umstürzler, für staatsgefährlich erklären.

Wir wollen eben nicht abwarten, bis das Unglück unaufhaltsam hereinbricht, darum kämpfen wir für wirtschaftliche Umformung und in diesem Kampf sind wir durch die Beschlüsse des Wiener Kongresses gestärkt und ermutigt, wir haben erkannt, daß unparteiische, sachverständige Männer von hoher Intelligenz in diesem Kampf wenigstens geistig zu uns stehen, das erhöht die Siegeszuversicht.

Ferner haben wir hervorzuheben, daß der internationale Kongreß für Hygiene es ausgesprochen hat, die Arbeiter können nur in seltenen Fällen sich selbst helfen, es muß der Staat, die Befehlsgebung zu ihrem Schutz eintreten.

Hiermit hat der Kongreß sich auch ganz und voll auf unsere Seite gestellt und wir können seine Karte bei den halben Wirtschaftsreformern, bei den Herrn von Galben und ihrem Gefolge abgeben, welche den Arbeitern die Unwahrheit vorreden, der erwachsene, mündige, männliche Arbeiter brauche den Schutz des Staates nicht.

Damit ist den deutschen Gewerksvereinen, diesen Spottgeburten nach englischen Mißverständnissen oder gefälschten Vorbildern, die mit ihren kleinen Käschchen, leistungsunfähigen Versicherungen, mit ihrem Zahlenhumbug und ihrer Vorspiegelung der Möglichkeit einer Selbsthilfe ein schwerer Stoß versetzt. Die Wissenschaft, die unabhängige aber unparteiische Wissenschaft, das Urtheil von Männern, deren Sachkenntniß unanfechtbar, deren Gesinnung untadelhaft, deren Ruf glänzend ist, Männer, vor welchen die zurückgebliebenen oder interessirten Volkswirthe der Selbsthilfe zusammenschrumpfen zur Unbedeutendheit, haben es ausgesprochen: Wir, wir die wir sagen, ohne staatlichen Arbeiterschutzes, ohne Gesehe über Maximalarbeitszeit geht es nicht, wir haben recht! Der internationale hygienische Kongreß hat es anerkannt.

Wo bleiben nun die Wippen und Mägen von dem Normalarbeiter, der zum Normalarbeitszeit und zum Minimallohn gehören soll, und den man nicht finden konnte? Wo bleibe nun das scheinheilige und heuchlerische Hinweisen auf den „freien Mann“?

Ganz recht, in einem freien Staate, wir sagen in einem freien Staate, in einem Rechtsstaate, der die Gesehe für Arbeiter und Unternehmer gleichmäßig abwägt, in einem Staate, in welchem man nicht von freien Arbeitern und Selbsthilfe heuchlerisch redet und Ausnahmesehe gegen die Arbeiter durch Abkommandirungen in Parlamente möglich macht, in einem wirklich freien Staate wäre es einzelnen Arbeiterklassen, einigen bevorzugten und günstig gestellten Gewerksvereinen wohl für einige Zeit möglich, durch freie Vereinigungen eine gemessene Zeit lang für sich eine auskömmliche Lebenshaltung und angemessene Arbeitsdauer zu erzwingen. Die Zahl der so günstig gestellten Arbeiter ist aber im besten Falle verhältnißmäßig sehr geringe und wenn der Wettbewerb schärfer wird, stehen auch sie dem Unternehmer gegenüber schutzlos da, eine leichte Beute des geldgierigen Spekulanten. Dann hört auch für sie die Selbsthilfe auf.

Selbst in England hat die Selbsthilfe vollkommen Bankrott erlitten, die Arbeiter sehen, daß es in den alten Wegen nicht mehr geht, sie sehen, daß sie einer Lustspiegelung nachgelassen sind, einem Zerfall, das sie in den kapitalistischen Sumpf gelockt hat. Sie wenden sich jetzt scharenweise um, verlassen die falsche Fahne der falschen Harmonie-Apostel, die ihnen vorerzählten, ihre Interessen wären auch die der Kapitalisten. Sie wenden sich den Männern zu, die durch den Staat, durch den freien Volksstaat, die Verbesserung der Lage der Arbeiter erstreben.

Der internationale hygienische Kongreß hat uns auch hier nichts Neues gesagt, wir wollen aber einmal sehen, wie die Apostel des Kapitalismus sich mit seiner Autorität abfinden werden. Wir hoffen, die Arbeiter werden in immer größerer Zahl diese Zerleher verlassen, die sie in die Noth derer treiben, gegen die der Arbeiter sich mit aller Macht zu wehren hat.

Also auch nach dieser Richtung hin ist der internationale Kongreß für Hygiene für uns nützlich und ersprießlich gewesen. Aus diesem Umstande wollen wir mit ihm nicht weiter rechten, wenn er Kompromisspolitik getrieben, wo es keine Kompromisse geben kann und darf, wo es sich um die Tüchtigkeit, die Sittlichkeit und die geistige Entwicklung des Volkes handelt.

Er stand in den Hauptfragen der Fragen über den Arbeiterschutzes auf unserer Seite, ganz und voll, wenn er auch einen zu langen, einen 11 bis 10 stündigen Arbeitstag gut hieß, statt den durchaus notwendigen 8 stündigen anzunehmen.

## Kleine Mittheilungen.

Unsere kunstförmige Bourgeoise schwamm in den letzten Wochen in Begeisterung. Die Sakularfeier der Entstehung von Mozarts herrlicher Don Juan-Musik bot den Lenten, die weiter nichts zu thun haben, als sich zu amüßern, wieder einmal eine willkommene Gelegenheit, sich bei rauschenden Festlichkeiten zusammen-

zufinden und angenehm zu unterhalten. Nach hundert Jahren gehört es zum guten Ton, für ein Kunstwerk zu schwärmen; daß ein wahrer, ursprünglicher Kunststimm unseren tonangebenden Kreisen jedoch nicht eigen ist, das beweist das Schicksal so vieler unglücklicher Erstlingen und das hat auch das Schicksal Mozarts bewiesen. Es ist nämlich Thatsache, daß das „größte Originalgenie“, als welches man Mozart schon zu Lebzeiten erkannte, in dem jungen Alter von 35 Jahren in Wien verhungert ist, und daß man ihn dann „des Mangels an Geldmitteln wegen“ in einer allgemeinen Grube vercharrt hat, welche alle 10 Jahre neu ausgegraben wurde, so daß kein Erinnerungsmal seine letzte Ruhestätte bezeichnet. Und wie dankbar die in heuchlerischer Exaltation das Sakularfest des „Don Juan“ begehende Nachwelt dem Andenken unseres Komponisten sich zeigt, dafür nur der folgende Beleg, welcher neulich die Kunde durch die Presse machte: „In Wien lebt seit vielen Jahren in den dürftigsten Verhältnissen eine Niichte Mozarts“. Die Nothlage der Greisin wurde vor einiger Zeit dem Bürgermeister bekannt und sofort erging an den Magistrat der Auftrag, Erhebungen zu pflegen und der armen Frau eine entsprechende Unterstützung zu gewähren. Das Armendepartement des Magistrats konstatirte eine Nothlage und brachte bei der Armensektion des Gemeinderathes den Vorschlag ein, der Frau Josepha L. eine monatliche Prämie von fünf Gulden (etwa 8 Mark) anzuweisen. In der Sitzung der Armensektion nun, in welcher der betreffende Akt vorlag, glaubte ein Gemeinderath, dessen Name nur einmal in drei Jahren genannt wird, wenn die Wahlen für die Stadvertretung stattfinden, aussprechen zu müssen, daß für die Niichte Mozarts eine monatliche Unterstützung von drei Gulden ausreichen würde. Den Kollegen dieses dankbaren Epigonen leuchtete dies ein und so geschah es, daß man der Niichte eines der größten Männer Oesterreichs, hat einer Monatsprämie von fünf Gulden bloß eine solche von drei Gulden (5 Mark) bewilligte.“ — Wohltaun, wir sind keine Freunde irgend welchen Personenkultus. Wir sehen auch — von unserem Standpunkte aus — nicht ein, warum die Niichte Mozarts eine Bevorzugung vor anderen Armen genießen sollte. Aber unsere Gegner theilen diesen Standpunkt nicht, das beweisen die Detonationen, die sie sonst für „berühmte Zeitgenossen“ und ihre Verwandten übrig haben. Für die Familien der Feldherren, Staatsmänner, Grenzspächter Millionen, für unsere unsterblichen Meister auf dem Gebiete der Kunst den Hungertod oder das Jrennhaus, und für die Nachkommen der Glücklichen fünf Mark monatlich — da wage man noch, an der Tiefe der Kunstbegeisterung der besitzenden Klassen zu zweifeln und sie für eine bloße konventionelle Lüge zu halten!

Herr Dr. Adolf Schulz, der Sekretär des Zentralverbandes deutscher Zunungen widmete neulich sein schätzbare Redetalent der Berliner Tapeziererinnung. An Unversöhnlichkeit ließ er dabei nichts zu wünschen übrig. So erklärte er nach der „Tapeziererg.“ unter Anderem: „die zentralisirten Hilfsklassen betrachten die Unterstützung nur als Nebenache, die Hauptsache ist sozialdemokratische geheime Agitation.“ Später freilich wurde Herr Dr. Adolf Schulz durch das Zunungsmittelglied Herr Klotz (zugleich Mitglied des Ausschusses der Zentral-Krank- und Sterbelasse der deutschen Tapezierer und verwandten Berufsgenossen) gezwungen — sich zu verbeugen, denn er erklärte: „bei den Tapezierern mag es nicht so sein, aber von den anderen Klassen habe ich Beweise“. — Nun, Herr Schulz sprach also für Zunungskassen und begeisterte sich dabei so, daß er bis zur Verhöhnung der bestehenden Gesehe gelangte, indem er die Anwesenden aufforderte, die Gehilfen und Lehrlinge zu zwingen, in die etwa gebildete Klasse einzutreten. — Sogar von Meistern mußte sich der Herr Sekretär fügen lassen, „das wäre doch wohl ungesellig und strafbar“. Herr Schulz wußte jedoch Rath, denn „es braucht ja nicht so öffentlich gemacht zu werden, die Arbeitsgelegenheit bringt das von selbst mit sich“. Und der Obermeister als Vorsitzender ließ den Mann ruhig schwaugen! Doch weiter! Petitionieren soll die Zunung, viel petitionieren (soweit wir wissen, sind doch bereits 5 oder 6 Petitionen schon losgelassen), um Nicht-Zunungsmestern das Halten von Lehrbütchen zu verbieten. Und so ging es fort! In allen Theilen aber war die Rede von demselben Grundgedanken durchgezogen: für die Meister die möglichst große Ausbeutungsfreiheit, für die Arbeiter möglichst viel Aufsicht und Unterdrückung jeder freien Bewegung und Organisation. Als Agitator für diese Ideen wird Herr Schulz bezahlt und daß er sich das Wohlwollen seiner Brotgeber zu erhalten sucht, kann man nicht anders erwarten.

Die Ehe als Geschäft. In Chicago wurde am 16. v. M. der Millionär Stephan W. Rawson von seinem Stiefsohn William Lee mittelst einer Schußwaffe niedergestreckt, als er aus der Kirche trat. Der reiche alte Häuptling hatte vor sechs Jahren noch eine jugendliche schöne Witwe geheiratet und jetzt ist Standal, Untrene, Scheidungsklage das eheliche Verhältniß und dem wollte der Stiefsohn durch den „Vatermord“ ein Ende machen. Rawson war ein alter Säufer von 67 Jahren und körperlich ein Brack, aber er war ein reicher Mann, ein geschickter Bürger; er war Präsident der Union Sparbank und Trust-Kompanie; er war eines der „prominentesten“ Mitglieder der dritten Presbyterianerkirche; er lernte seine Gattin als Veisgerin großen Grundeigentums kennen; er heirathete sie alsbald; er fand jedoch nach der Verheirathung heraus, daß seine lebenswürdige Gattin ihn hintergangen und unter falschen Vorspiegelungen zur Ehe bewogen hatte (sie besah nicht das große Grundeigentum) und alsbald gab's Krach! — eine Scheidungsklage wurde anhängig gemacht; um einen gerechten Grund für die Scheidung zu haben, mußte die Frau systematisch verdrängt werden (ob mit Recht oder Unrecht ist einerlei); Rawson entdeckte also, daß seine Frau (ohne Grundeigentum) eine „gotteslästerliche, profane“ Person sei, mit der er (der fromme Mann) nicht länger zusammen leben dürfe; am 5. August 1886 weigerte er sich, noch mehr Geld für sie in der Bank zu deponiren; am 26. September verweigerte er ihr den Eintritt in sein Haus; seit der Zeit wird im Gericht bitter um die Zahlung des Unterhalts an die Frau getritten; es stellt sich dabei heraus, daß die der Frau vorgeworfene Ehebruchsgeschichte auf falschem Zeugniß beruht; der Anwalt der Frau erklärte, daß sie von den Defektives des frommen Rawson wie eine Hühner über's Land gekehrt wurde. Was lassen diese Anhaltspunkte des Standals erkennen? Vor allen Dingen, daß für beide Theile das Geld bei der Verheirathung die Hauptrolle spielte. Dem achtbaren Bürger gefiel die schöne Frau, und weil sie auch gleichzeitige Veisgerin „großen Grundeigentums“ war, heirathete er sie. Die Frau gefiel der alte Säufer durchaus nicht, aber weil er ein reicher Mann war, heirathete sie ihn. Ein Theil betrog so den anderen. Von dem wahren Motive, welches bei jeder wahren Ehe zuerst in Betracht kommen sollte — von gegenseitiger Achtung und Liebe — keine Spur. Es war daher auch keine Ehe, sondern ein ganz gewöhnlicher Geschäftsvertrag. Ein Theil hieß den anderen über's Ohr. Wie viele Ehen gründen sich aber heute auf ähnliche geschäftliche Spekulationen. Und wofür eine Unsumme von persönlicher Entwidlung, von Unfrieden und Verrath entsteht aus den hunderttausenden reiner Geschäftsehen. Die wahrhafte Ehe ist nur da vorhanden, wo bei Schließung derselben das Geld, der Besitz keine Rolle spielte, sondern nur die auf gegenseitiger Achtung, auf Erkenntniß des persönlichen Werthes begründete Liebe. Nur unter dem Sozialismus wird aber das Letztere allgemein der Fall sein, weil unter seiner Ordnung Mann und Frau materiell gleichgestellt und unabhängig sein werden.

Arbeitslosigkeit in New-York. Eine New-Yorker Gesellschaft, deren Zweck es ist, die bei allen wohlthätigen Vereinen jener Stadt angemeldeten Fälle von Noth und Armuth erst zu untersuchen, damit keine „Arbeitslosen“ die Almosen erhalten, welche wirklich Bedürftigen zukommen sollten, hat jetzt 92.000 Familien an der Liste, von denen sie sagt, daß sie der Unterstützung würdig sind. Da diese Familien durchschnittlich aus 5 Köpfen bestehen,

so ergibt sich, daß New-York 350 000 Arme hat. Ein Drittel der Bevölkerung auf die öffentliche Wohlfahrt angewiesen! Ist das erhört? Welches Verhältnis mag sich da aber erst herausstellen, wenn man diejenigen Armen dazu rechnet, welche zu stolz sind, öffentlich zu betteln und endlich die, welche ein kümmerliches Dasein fristen, ohne gerade der Almosen zu bedürfen!

## Vereine und Versammlungen.

Eine öffentliche Versammlung der Maler und verwandten Berufsge nossen Berlins tagte am Freitag, den 4. November, in Nieß's Salon, Kommandantenstr. 71/72, unter Vorsitz der Herren Wentker und Springer. Auf der Tagesordnung stand als erster Punkt: „Der Kongreß der Maler und verwandten Berufsge nossen Deutschlands im Januar 1888 zu Braunschweig und die Wahl eines Delegierten zu demselben.“ Als Delegierter, welcher die Malergesellschaft Berlins dortselbst vertreten soll, wurde einstimmig Herr Schweizer, und für den Fall, daß derselbe durch unvorhergesehene Umstände verhindert sein sollte, die Reise dorthin machen zu können, wurde Herr Lint als Stellvertreter gewählt. Der zweite Punkt der Tagesordnung lautete: „Bericht über die nach Hamburg gesandten Gelder zur Unterstützung für die dortselbst streikenden Kollegen.“ Hierüber berichtete Herr Lint, daß von ihm 320,20 M., von Herrn D. Pusch 50 M., von den Filialen der freien Hilfskassen der Maler und Berufsge nossen 228 M., im Ganzen von Berlin 598,20 M. nach Hamburg geschickt wurden. Hierauf referierte Herr Schweizer über „die Innung in der Gegenwart und ihre Stellung zum Handwerk.“ Redner gab zunächst ein Bild der zünftlerischen Bestrebungen in früheren Zeiten. Durch Ueberproduktion hervorgerufene Krisen hätte es früher nicht gegeben, weil der Handwerker nur nach Bedarf resp. auf Bestellung produzierte. Nach Einführung der Dampfmaschine entstand jedoch eine Revolution in der Produktionsweise. Der Handwerker wurde mehr und mehr zurückgedrängt, die Fabrikanten beschäftigten Arbeiter in den einzelnen Berufsgruppen, welche seine gelehrten Handwerker waren. Der Kleinhandwerker wurde und wird heute noch durch die kapitalistische Großproduktion verdrängt, und eine unausbleibliche Folge dieser Produktionsweise war die Ueberproduktion. Durch die Ueberfüllung des Arbeitsmarktes wurde ein ganzes Heer von Arbeitern arbeitslos und brodiend. Derartige Krisen, unter denen die Arbeiter so schwer zu leiden haben, wiederholen sich in gewissen Zeiträumen. Durch die Einführung der Gewerbefreiheit wurden die Arbeiter zwar vom Druck der alten Zünfte befreit, ihre materielle Lage wurde jedoch dadurch nicht gebessert. Die Gewerbefreiheit ermöglichte es der Großproduktion, ihre ganze Kraft zu entfalten. Nun glaubten die kleinen Handwerksmeister, sich nicht anders emporschwingen zu können, als wenn sie der „Innung“ neuen Lebenselixier einflößen. Durch den Beschäftigungsnachweis meinten sie der Konkurrenz der Großproduzenten wirksam entgegenarbeiten zu können; jedoch täuschen sie sich hierin selbst, denn dadurch werde der Untergang des Handwerks nicht aufgehalten, im Gegenteil noch beschleunigt werden. Nicht bedauerlich sei es, daß die heutigen Innungsschwärmer den Arbeitern und deren Organisationen so schroff gegenüber stehen. Durch die verlangte Einführung der Arbeitsbücher für sämtliche Arbeiter ohne Unterschied des Alters, sowie durch die fortwährenden Demagogien der Fachvereine haben sie bewiesen, was den Arbeitern bevorsteht, wenn die Regierungen den Innungssanaktieren noch mehr Privilegien einräumen würden. Wenn die Kleinmeister die gewerblichen Interessen fördern wollen, so sei es ihre Pflicht, mit den Arbeitern und deren Organisationen Hand in Hand zu gehen, da die Zahl derjenigen, welche aus den Reihen der Handwerksmeister in die Reihen der Arbeiter gedrängt werden, fortgesetzt wachsen würde. Die Arbeiter aber sollten sich durch die Innungsschwärmer nicht betören lassen, jeder solle nach Kräften für eine geschlossene Organisation wirken, nur Einigkeit mache stark. Die Devise der Arbeiter könne nur heißen: „Es leben die Fachvereine!“ Lebhafter Beifall lohnte den Redner für seinen Vortrag. Eine darauf angenommene Resolution gegen Arbeitsbücher bringen wir unter „Polit. Nachr.“ Leider konnte ein Mann, der noch vor einem Jahre der Gehilfenschaft angehörte, Herr Klüßner, sich nicht befassen, für die Innungen einzutreten. Er wurde so scharf abgefertigt, daß er auf eine Erwiderung verzichtete. Hierauf wurde auf Antrag Lint's eine Kommission gewählt, welche die Sammlung von Geldbeiträgen zur Deckung der Reisekosten für den Delegierten mittels Listen vornehmen soll. In die Kommission wurden die Herren Karl Reddin, Arthur Springer, Heinrich Scheffer, Gustav Lint und Robert Wegener gewählt. Da weiter nichts vorlag, schloß der Vorsitzende die Versammlung um 11 Uhr.

**Sonderbar, sehr sonderbar!** In der Versammlung des Fachvereins der Polamentirer und Berufsge nossen, welche am 7. November im „Königsplatz-Kaffeehaus“ stattfand, sprach Herr Rechtsanwält Mehrländer über das Thema: „Freiheit und Zwang im Rechtsverkehr.“ Derselbe erläuterte die bestehenden Bestimmungen des allgemeinen Landrechts über Verträge und dergl. und suchte darzulegen, daß nach dem Landrecht die Urtheile in den Däuerprozessen ganz nach Recht und Ordnung gefällt seien; durch das allgemeine Landrecht, meinte der Vortragende, würde Jedem seine „Freiheit“ gewährleistet und wiederum Jeder gezwungen, die „Freiheit“ seines Mitmenschen anzuerkennen. (Wie schön das klingt!) In der Diskussion sprach sich u. A. das Mitglied Herr Hoffmann dahin aus, daß dieser Vortrag durchaus nicht in den Rahmen eines Fachvereins passe. Der Vortragende entgegnete hierauf, daß man von einem Juristen, welcher hauptsächlich nur mit feinesgleichen verkehrt, nicht einen Vortrag über Arbeiterangelegenheiten oder dergleichen erwarten könne, weil er eben zu wenig mit Arbeitern in Verbindung komme und die Leiden derselben nicht kenne; im Gegentheil könne ein Jurist in gewisser Beziehung von den Arbeitern erst lernen. Er empfahl daher, daß man aus dem Arbeiterthum hervorgegangene gebildete Männer zu Vorträgen einlade. Herr Hoffmann erwiderte, daß vor acht Tagen im Verein ein Vortrag über das Thema: „Wirthschaftliche Verhältnisse im Mittelalter und jetzt“ und zwar von einem Manne aus dem Volke, dem Schuhmachermeister Meyner, gehalten werden sollte, jedoch habe die Polizei diese Versammlung nicht genehmigt. Hierauf erhob sich der überwachende Polizeibeamte und löste die Versammlung auf Grund des § 9 des Sozialistengesetzes auf. Die Anwesenden entfernten sich ruhig.

Der Fachverein der Steinmetzen zu Berlin hielt am Sonntag, den 6. November, seine Monatsversammlung in Ahlgrim's Salon, Sophienstraße 34, ab. Zuerst erfolgte die Abrechnung vom Stiftungsfest; dieselbe ergab ein Defizit von ca. 90 M., welches vom Vereinsvermögen gedeckt wird. Hierauf wurde die Abrechnung der freiwilligen Beiträge zur Unterstützung reisender Kollegen verlesen. Es sind im dritten Quartal 17 reisende Kollegen unterstützt worden, darunter 4 Nichtvereinsmitglieder. Herrn Kobitzsch wurde für die musterhafte Verwaltung der Kasse Decharge erteilt. Alsdann wurde ein von den Meistern eingegangenes Schriftstück verlesen, worin mitgeteilt wird, daß dieselben die Forderung der Gesellen, den „Anäppel“ unentgeltlich weiter zu liefern, genehmigen. Die Ansätze der Kommission für den Arbeitsnachweis sind soweit vorgeschritten, daß noch im Laufe dieses Monats eine Versammlung stattfinden soll, in welcher die Ansätze für Gründung des Nachweises der Versammlung zur Genehmigung vorgelegt werden.

Im Verein zur Wahrung der Interessen der Tischler hielt am Montag Abend Herr Fritz Kunert einen Vortrag über „Arbeit und Arbeitsunterricht“. Die große Menge von Einsänden gegen den Arbeitsunterricht sind theils pädagogischer, theils wirthschaftlicher oder allgemeiner Natur. Der Redner suchte alle gegnerischen Ansichten als nicht stichhaltig nachzuweisen und schloß mit

der Aufforderung an die Versammelten, für das als wahr Erkannte mit aller Kraft einzutreten. Ein Jeder solle an seiner Stelle dahin wirken, daß die Schule in einer für die Kinder der Arbeiter ersprießlicheren Weise umgestaltet werde.

Der Fachverein der Was-, Wasser- und Heizungs-Rohrleger hielt am Sonntag, den 6. November, eine General-Versammlung in Nieß's Salon, Kommandantenstr. 71/72, ab, in welcher der vierteljährliche Rechenschaftsbericht erstattet und von der Versammlung als richtig anerkannt wurde. — Die beabsichtigte Neuwahl des Vorstandes konnte wegen zu schwachen Besuchs der Versammlung nicht vorgenommen werden. Auf Antrag des Herrn Redner wurde beschlossen, bis zur nächsten General-Versammlung einen provisorischen Vorstand aus drei Personen bestehend (erster und zweiter Vorsitzender und Schriftführer) zu wählen. Gewählt wurden hierzu die Herren Redner, Tolkendorf und Breitholz. Nachdem noch einige interne Vereinsangelegenheiten erledigt waren, erfolgte der Schluß der Versammlung. In der nächsten Versammlung, welche am 20. d. M. stattfindet, sollen sämtliche Kollegen schriftlich eingeladen werden.

Verband deutscher Mechaniker und verwandter Berufsge nossen (Zahlstelle Berlin). In der am 2. d. M. im Lokale von Nieß, Kommandantenstr. 71/72, abgehaltenen gut besuchten Mitglieder-Versammlung hielt Herr Dr. Vohn einen sehr beifällig aufgenommenen Vortrag über „Russen und Engländer im Orient“. — Bei „Verschiedenes“ wurde auf das am 3. Dezember stattfindende zweite Stiftungsfest der hiesigen Zahlstelle aufmerksam gemacht und hervorgehoben, daß einer Ueberfüllung für dieses Mal insofern vorgebeugt sei, als dem Verein sämtliche Festfälle des Herrn Dräsel, Neue Friedrichstraße 35, zur Verfügung ständen. Die Festlichkeit besteht aus Konzert, Vorträgen und Ball. Billets à 50 Pf. Sämtliche Berliner Kollegen werden zu reger Theilnahme eingeladen.

Die Vereinigung der deutschen Stelmacher (Mitgliedschaft Berlin) hielt am 31. Oktober in Nieß's Salon, Kommandantenstraße 71/72, eine Versammlung ab, in welcher die Abrechnung vom dritten Quartal 1887 verlesen wurde. Die Einnahme betrug 136,78 M.; die Ausgabe 65,77 M.; bleibt Kasseebestand 71,01 M. Nachdem die Revisoren die Abrechnung für richtig erklärt hatten, wurde dem Kassirer Decharge erteilt. Der Antrag, eine Lesebibliothek für die Vereinigung zu errichten, wurde wegen zu geringer verfügbarer Mittel verworfen. Mehrere Redner sprachen sich dahin aus, daß es besser wäre, für das Geld, welches eine Bibliothek kosten würde, alle Hebel in Bewegung zu setzen, um die Versammlungen durch sehr interessante Vorträge interessanter zu gestalten. — Hierauf wurde noch ein Vergütungskomitee zur Veranstaltung eines Wiener Maskenballes gewählt.

Verein zur Wahrung der Interessen der Klavierarbeiter. Den Mitgliedern des Vereins zur Nachricht, daß die Bodenmacher von A. Grand, Gitschinerstr. 94, wegen Lohn-differenz die Arbeit niedergelegt haben. Es wird erucht, den Zugang fernzuhalten. J. Schaar, Vorsitzender, Reichenbergerstr. 12b.

Der Fachverein der Biber zu Berlin und Umgegend hielt am Sonntag, den 6. November, Vormittags 11 Uhr, in Scheffer's Lokal, Inselstr. 10, eine zahlreich besuchte Mitglieder-Versammlung ab mit der Tagesordnung: 1. Neuwahl der Bibliothekare. 2. Erledigung von Unterfertigungsgesuchen. 3. Besprechung über den bevorstehenden Maskenball. 4. Vereinsangelegenheiten. — Es wurden die Herren Körber und Ulrich zu Bibliothekaren gewählt. Zum zweiten Gegenstand der Tagesordnung, „Unterfertigungsgesuche“, entrollte Herr Dietrich ein trauriges Bild von der unglücklichen Lage der beiden kranken Kollegen Schmidt und Schulz, welche beide schon seit Monaten nicht mehr fähig sind, ihrem Erwerbe nachzugehen und mit zahlreicher Familie gesegnet sind. Die Versammlung machte es sich zur moralischen Pflicht, Sammlungen vorzunehmen, und wurde beauftragt, eine Kommission, bestehend aus 4 Personen und zwar den Herren Gustav Krut, Gubenerstr. 53, für den Osten; Ferdinand Lude, Admiralstr. 7, für Südost; August Buchholz, Brunenwaldr. 7 (Schöneberg), für Südwest und Wilhelm Köpfer, Dammenerstr. 66, für den Norden gewählt. Da die Versammlung jedoch von dem Grundgedanken ausging, daß idelle Hilfe doppelte Hilfe ist, so wurde beschlossen, zur vorläufigen Linderung der Noth eine Zellerksammlung zu veranstalten, welche den Betrag von 102 M. ergab und nach Schluß der Versammlung den genannten Familien übermittelt wurde. Nachdem noch einem Mitgliede eine Ehrenunterfertigung von 15 M. aus der Vereinskasse bewilligt worden war, wurde beschlossen, im Monat Februar im „Neuen Gesellschaftshaus“ (Hafenstraße) einen Maskenball abzuhalten. Nach Erledigung einiger interner Vereinsangelegenheiten, Gewährung von Decharge u. s. w., machte der Vorsitzende bekannt, daß am Mittwoch, den 16. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, im Lokale des Herrn Scheffer, eine Mitgliederversammlung stattfindet und eruchte die Anwesenden, in derselben recht zahlreich zu erscheinen.

Der Fachverein der Berliner Stadteure tagte am 7. November in Nieß's Salon, Kommandantenstr. 71/72, mit der Tagesordnung: 1. Vereinsangelegenheiten. 2. Abrechnung vom letzten Kränzchen und Besprechung eines Weihnachtsüberganges. 3. Verschiedenes und Fragekasten. Bei Punkt 1 wird die Frage erörtert, ob die Bibliothek in den Händen des Vereins verbleiben soll oder ob dieselbe der Fachschulskommission zu überweisen ist. — Auf Antrag Heindorf's beschloß die Versammlung, dieselbe im Verein zu belassen. Als stellvertretender Bibliothekar wird an Stelle Sittensfeld's Schwidersky gewählt. — Herr Werber macht bekannt, daß am Sonntag, den 13. d. M., Vormittags 9 1/2 Uhr, bei Herrn Rentwoh, Neue Grünstr. 14, der unentgeltliche Zeichnungskursus beginnt und erucht um rege Theilnahme, auch Vorkräge können daran theilnehmen. — Punkt 2 kam in Begfall, da das Komitee nicht in der Lage war, abzurechnen zu können. — Ferner wird beschlossen, ein Weihnachtsübergang im engsten Familienkreise zu veranstalten. Aus der Vereinskasse werden für die Witwe St. 25 M., für die Witwe B. 15 M. und für den kranken Kollegen G. 15. Mark als Weihnachtsbescherung bewilligt. — Schluß 11 1/2 Uhr.

Sanitätsverein Berlins. Öffentliche Versammlung für Männer und Frauen am Montag, den 14. d. M., Abends 8 Uhr, im Beddinghof, Müllerstr. 178. Tagesordnung: Was gewährt der Sanitätsverein der Arbeiter Berlins?

Fachverein sämtlicher im Drechslergewerk beschäftigten Arbeiter Berlins. Generalversammlung am Dienstag, den 15. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, in Deigmüller's Salon, Alte Jakobstr. 48. Tagesordnung: 1. Kasseebericht. 2. Ergänzungswahl des Vorstandes. 3. Rechenschaftsbericht der Fachkommission der Perlmutterarbeiter. 4. Gewerkschaftliches. 5. Verschiedenes und Fragekasten. Gäste willkommen. Aufnahme neuer Mitglieder in der Versammlung. — Billets zum Stiftungsfest sind in der Versammlung zu haben. Ausgabe der Fachzeitung Nr. 8. Der Arbeitsnachweis des Fachvereins befindet sich bei Dingler, Rammstr. 78. Um zahlreiches Erscheinen bittet der Vorstand.

Verband deutscher Zimmerleute. Lokal-Verband Berlin West und Umgegend. Montag, den 14. November, Abends 8 Uhr, in Sange's Salon, Steglitzerstr. 27, Versammlung. Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Lehrer Häbner über „Die Erziehung zur werththätigen Arbeit“. 2. Verschiedenes und Fragekasten. Gäste haben Zutritt.

Fachverein der Buchbinder und verwandter Berufsge nossen (Verbandsverein). Sonnabend, 12. November, Abends 8 1/2 Uhr, Versammlung im Restaurant Meyer, Alte Jakobstraße 83. Tagesordnung: 1. Vortrag über „Ludwig Uhland“. 2. Verschiedenes und Fragekasten. Gäste willkommen. Fachzeitungen liegen täglich im Vereinslokal aus.

Der Verein der Parquetbodenleger Berlins hält am Montag, den 14. November, Abends 8 Uhr, im Lokale des Herrn

Herm, Mauerstr. 86, eine Versammlung ab. Tagesordnung: 1. Welche Vorthelle bietet uns der Arbeitsnachweis? 2. Verschiedenes. 3. Fragekasten.

Fachverein der Steinträger Berlins. Versammlung am Sonntag, den 13. d. M., Vormittags 11 Uhr, in Scheffer's Salon, Inselstr. 10, 2 Tr. Tagesordnung: 1. Abrechnung des Kassirers. 2. Erwahl verschiedener Vorstandsmitglieder und weitere innere Vereinsangelegenheiten. 3. Verschiedenes und Fragekasten. Mitgliedsbuch legitimirt. Billets zu der am 2. Weihnachtsfeiertag stattfindenden Matinee werden ausgegeben.

Verband der deutschen Tischler. Aufnahme von Mitgliedern jeden Sonnabend Abend von 8—10 Uhr im Lokale Adalbertstr. 16 bei Verschle. Beiträge werden dort ebenfalls während dieser Zeit entgegengenommen.

Fachverein der Metallschrauben-, Facondreher und verwandter Berufsge nossen Berlins. Sonntag, den 13. d. M., Vormittags 10 1/2 Uhr, im Lokale des Herrn Beck, Alexanderstr. 31, Generalversammlung. Tagesordnung: 1. Aufstellung der Kandidaten zur Neuwahl des Vorstandes. 2. Aufstellung der Kandidaten zur Neuwahl der Lohnkommission. 3. Verschiedenes.

Fachverein der Schlosser und Berufsge nossen. Sonnabend, den 12. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, Versammlung in den „Arminhallen“, Kommandantenstr. 20. Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Kunert über „Arbeit und Arbeitsunterricht“. 2. Aufnahme neuer Mitglieder. 3. Wahl von 3 Revisoren für das IV. Quartal. 4. Verschiedenes und Fragen.

Freireligiöse Gemeinde, Rosenhallerstr. 38. Sonntag, den 13. d. M., Vormittags 10 Uhr, Vortrag des Herrn Prof. Dr. V. Meyer über „Willensfreiheit und Verantwortlichkeit“. Damen und Herren als Gäste willkommen. — Abends 7 Uhr daselbst gefällige Zusammenkunft. Vortrag des Herrn E. Vogtherr über „Erntes und Heiteres von Schlesens Land und Leuten“. — Am Montag, den 14. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, findet Rosenhallerstr. 38 eine beschließende Versammlung der Mitglieder statt.

Allgemeine Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter (G. S. 29, Hamburg). Filiale Berlin I. Mitglieder-Versammlung am Sonnabend, den 12. November, Abends 8 1/2 Uhr, im Restaurant Wilhelmshöhe, Lichterfelderstr. 7—8. Tagesordnung: 1. Kasseebericht. 2. Besprechung des Statuts. 3. Innere Kasseeangelegenheiten. — Ferner machen wir noch darauf aufmerksam, daß die Zahlstelle Köckerstraße und Tempelhoferufer- Ecke bei Hofes verlegt worden ist nach der Zeltowerstr. 11, Restauration von Richter.

Allgemeine Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter (G. S. 29, Hamburg). Filiale Berlin 3. Sonntag, den 13. d. M., Vormittags 10 1/2 Uhr, Versammlung, Mautzstr. 90. Tagesordnung: 1. Vortrag des Naturheilers Hise über „Medizin und Naturheilkunde“. 2. Kasseebericht. Gäste haben Zutritt.

Die freie Kranken- und Begräbniskasse der Schuhmacher und Berufsge nossen Berlins (G. S. Nr. 27) feiert Sonntag, den 14. November, von 8 Uhr Abends im „Königsplatz-Kaffeehaus“, Holzmarktstr. 72, ihr 16. Stiftungsfest.

Zentral-Kranken- und Sterbekasse der Töpfer und Berufsge nossen Deutschlands (G. S. 39), örtliche Verwaltung Berlin. Sonntag, den 13. November, Vormittags 10 Uhr, Mitglieder-Versammlung im Lokale des Herrn Salm, Auenstraße 16. Tagesordnung: 1. Wahl der Abgeordneten zur ordentlichen Generalversammlung. 2. Vorschläge des Zentralvorstandes. 3. Anträge, Wünsche und Beschwerden der Mitglieder. 4. Verschiedene Kasseeangelegenheiten. Mitgliedsbuch legitimirt.

Zentral-Krankenkasse der Maurer u. Dienstag, den 15. d. M., Mitglieder-Versammlung in Scheffer's Salon, Inselstr. 10. Tagesordnung: 1. Vortrag eines Arztes. 2. Verschiedene Kasseeangelegenheiten.

Kranken- und Begräbniskasse des Vereins sämtlicher Berufs-Klassen, Berlin I. Sonnabend, den 12. d. M., Abends 8 Uhr, Blumenstr. 78, Versammlung. Neue Mitglieder werden in jeder Versammlung, sowie zu jeder Tageszeit beim Vorsitzenden Sasse, Wlischerstr. 34/35, und beim Kassirer Schilling, Kappelerstraße 48, aufgenommen. Den Mitgliedern zur Nachricht, daß die Anmeldung zur Weihnachtsbescherung schon jetzt beginnt.

Zentral-Kranken- und Sterbekasse der Drechsler und anderer gewerblichen Arbeiter Deutschlands (G. S. 48, Hamburg), Verwaltungsstelle Berlin A. Den Mitgliedern zur Nachricht, daß am Sonntag, den 13. d. M., Vormittags 10 1/2 Uhr, im Lokale des Herrn Böttcher, Köpferstr. 150, die vierteljährliche Mitglieder-Versammlung mit folgender Tagesordnung stattfindet. 1. Viertel-jährlicher Kasseebericht. 2. Wahl der Krankenkassentoren. 3. Verschiedenes. Quittungsbuch legitimirt.

Die Kasse der Gärtler und Bronceure (G. S. 60) feiert heute Sonnabend, den 12. November, Abends 8 Uhr, ihr 3. Stiftungsfest in den gesammten Räumen der Bülhharmonie.

Verband deutscher Zimmerleute. Der Lokal-Verband Berlin Süd veranstaltet am 26. November in den „Industriehallen“, Mariannenstr. 31—32, zum Nutzen verunglückter und arbeitsunfähiger Kameraden ein Kränzchen. Billets für Herren 50, Damen 25 Pf. sind bei folgenden Herren zu haben: G. Geffroy, Gitschinerstr. 54, 4 Tr.; W. Juhl, Mariannenstr. 29, 3 Tr. links; H. Paap, Reichenbergerstr. 49 im Keller; E. Ulrich, Schinestr. 1, Hof rechts part. und J. Schmidt, Lanfigerstr. 3, 3 Tr.

Verein deutscher Schuhmacher. Großes Tanz-Kränzchen, Sonnabend, den 12. November, im Vorstadt-Kaffeehaus, Ackerstr. 144. Anfang 8 Uhr. Alle Kollegen und Freunde des Vereins sind herzlich willkommen. Billets sind zu haben bei Adamczak, Lothringerstraße 99 part.; Meißner, Elsasserstr. 68 im Restaurant; Fritz, Köpferstr. 29 im Restaurant; Pappe, Dranienstr. 197 im Restaurant; Kunze, Kuppinerstr. 2, 2 Tr.

Der Fachverein der Rohrleger feiert sein diesjähriges Winterübergang in Nieß's Salon, Kommandantenstr. 71/72 part. am 12. November, wozu Freunde und Gönner des Vereins hiermit herzlich eingeladen sind. Billets, Herren 50 Pf., Damen 25 Pf. inkl. Tanz sind beim Vergütungskomitee zu haben: Ernst Karpentel, Rammstr. 87, 4 Tr.; Fritz Krebs, Chausseestr. 73; Feisch, Kirchbachstr. 9; Rechner, Bandelstr. 2; Emil Glawe, Kaffeehaus-Allee 57.

Der Verein zur Wahrung der Interessen der Tischler feiert sein 7. Stiftungsfest am Sonnabend, den 12. November, in Baurhall, Dresdenstr. 96. Anfang Abends 8 Uhr. Alle Freunde und Bekannte sind hierzu eingeladen. Billets sind in den mit Plakaten belegten Geschäften, sowie bei folgenden Mitgliedern zu haben. Lohr, Admiralstr. 26; Stier, Grünauerstraße 10; Claus, Solmsstr. 38 bei Neumann; Denser, Fürstenstraße 19; Verhe, Frenckstr. 52; Pichholz, Ballhausstr. 16; Verschle, Adalbertstr. 16, und im Zigarrengeschäft Dresdenstr. 96.

Die Liedertafel der im Drechslergewerk beschäftigten Arbeiter Berlins hält ihre Gesangsabende regelmäßig jeden Montag, Abends von 8 1/2 Uhr an, im Pulowergarten, Bukowerstr. 9, ab. Stimmgebende Herren, die gewillt sind, dem Verein beizutreten, sind willkommen.

## Letzte Nachricht.

Von den Chicagoer Anarchisten sind Fiedlen und Schwab „begnadigt“ worden. Unglücklicherweise hat den Kopf durch eine Bombe, die er in's Gefängnis zu schmuggeln wußte. Ob an den übrigen vier wirklich das Todesurtheil getriert vollstreckt wurde, war bei Schluß des Blattes noch nicht bekannt.

Verschiedene Einsendungen mußten wegen Raum-mangels zurückbleiben.